

Lehre und Lehre.

Jahrgang 23.

Januar 1877.

No. 1.

Vorwort zu Jahrgang 1877.

Das Jahr 1877 ist ein Jubeljahr unserer theuren evangelisch-lutherischen Kirche; das dritte ihrer Formula Concordiae. Am 29. Mai 1577, kurz vor Pfingsten, war es nemlich, als die sechs dazu ausersehenen lutherischen Theologen, Martin Chemnitz, Superintendent zu Braunschweig, Jakob Andreaä, Professor der Theologie, Canzler und Probst zu Tübingen, Nikolaus Selnecker, Superintendent zu Leipzig, David Chyträus, Professor der Theologie und Superintendent zu Rostock, Andreas Musculus, Generalsuperintendent der Mark Brandenburg und Professor primarius der Theologie zu Frankfurt an der Oder, und Christoph Körner (Cornerus), Professor der Theologie ebendasselbst und Generalsuperintendent des Churfürstenthums Brandenburg, in Kloster Bergen bei Magdeburg, die nun durch sie mit Gottes Hilfe endlich zum Abschluß gebrachte sogenannte Concordienformel zunächst selbst unterschrieben und so mit der feierlichen Annahme derselben als eines kirchlichen Bekenntnisses den Anfang machten. Sie leisteten diese ihre Unterschrift mit den Worten:

„Derwegen wir uns für dem Angesichte Gottes und der ganzen Christenheit, bei den Lebenden und so nach uns kommen werden, bezeuget haben wollen, daß diese jezt gethane Erklärung von allen vorgesezten und erklärten streitigen Artikeln und kein Anderes unser Glaub, Lehre und Bekenntniß sei, in welcher wir auch durch die Gnade Gottes mit unerschrockenem Herzen für dem Richterstuhl Jesu Christi erscheinen und deshalb Rechenschaft geben, darwider auch nichts heimlich noch öffentlich reden oder schreiben wollen, sondern vermittelst der Gnaden Gottes darbei gedenken zu bleiben: haben wir wohlbedächtig, in Gottes Furcht und Anrufung uns mit eignen Händen unterschrieben.“*)

*) Mit welchen Worten die Concordienformel, als einem integrireuden Theile derselben, schließt (S. Müller's Ausgabe S. 730), womit sie selbst den Sinn angibt, in welchem sie unterschrieben werden wolle und solle; daher denn auch nach einem von Chemnitz, Andreaä und Selnecker dem Churfürsten August von Sachsen schon in einem

Zwar ist das Jubelfest zum Gedächtniß der Aufnahme der Concordienformel unter die Bekenntnisse unserer Kirche in verschiedenen Jahren gefeiert worden. Am häufigsten hat man die Feier desselben im Jahre 80 angestellt, da in diesem Jahre nicht nur die Concordienformel das erste Mal als ein Theil des ganzen sogenannten Concordienbuchs im Druck erschienen ist, nemlich 1580 zu Dresden in Folio, sondern auch das fünfzigjährige Jubiläum der Augsburgerischen Confession damit verbunden werden konnte. Daher man auch, wo letzteres geschah, den 25. Juni zum Tage der Jubelfeier wählte, und zwar um so lieber, als das lutherische Volk meist wohl die Augsburgerische Confession kannte, aber leider! nur zu oft mit der Concordienformel sehr wenig bekannt war. Die eigentliche Gottesthat aber, welche ja bei einem Jubelfest der Concordienformel vor allem zu feiern ist, ist nach unserem geringen Ermessen nicht sowohl die Publication derselben durch den Druck, noch die officiële Annahme derselben von vielen Tausenden höheren und niederen Standes, so wichtig dieses beides auch sonst ist, als vielmehr die Schenkung derselben durch die gnädige Erleuchtung des Heiligen Geistes. Diese göttliche Schenkung war aber in dem Augenblicke geschehen, als jene hoherleuchteten Gottesgelehrten das köstliche Bekenntniß, als das nun durch Gottes Gnade glücklich zu Stande gebrachte Werk, mit ihres Namens Unterschrift unter Anrufung und im Namen des großen Gottes versahen und hierauf der Kirche als deren Bekenntniß übergaben. *) Da es nun am Schluß der Epitome heißt: „Actum Bergae. 29. Maji, anno 1577“, so will uns bedünken, dies sei auch das rechte Jahr und der rechte Tag zur Anstellung eines Gott ehrenden und gottgesegneten Jubelfestes zum Dank für diese große Gottesgabe. **) Daher denn auch am 30. Mai 1677 in der Kloster-

Schreiben vom 14. März 1577 gegebenen Rathe jeder Unterschreiber „blos seinen Namen und Zunamen und welcher Kirche er dieser Zeit dienet“, unterschreiben mußte, damit, wie sie sich ausdrücken, „darunter sich kein falscher Lehrer verbergen könnte.“ (S. Huteri Concordia concors. Francofurti et Lipsiae. 1690. p. 439.

*) J. N. Anton schreibt in seiner „Geschichte der Concordienformel“ (Leipzig, 1779), daß nach der im Jahre 1577 in Kloster Bergen erfolgten letzten Redaction „nicht die geringste Veränderung in derselben vorgenommen worden sei, obgleich die Publication derselben erst das dritte Jahr hernach erfolgt ist“. Als Zeugen hiefür führt er Andreä an, welcher am 1. Sonntag nach Trinitatis 1579 zu Wittenberg in einer Predigt erklärt habe: „So viel das Buch anlangt, sind Seine Churfürstlichen Gnaden bedacht, daß es soll öffentlich im Druck ausgehen, und ist noch dasselbige Buch, wie es vor zweien Jahren gewesen und ist in diesen zweien Jahren, das ich für gewiß sage, kein Buchstabe dazu gekommen oder daran verändert worden.“ (I, 212. f. Vergleiche Chemnitz's Brief an die Helmstädter, welche den Vorwurf erhoben hatten, auch mit dem unterschriebenen Exemplar seien Veränderungen vorgenommen worden, in der Concordia concors, p. 1362. sqq.)

**) Auch Chemnitz sagt von dem in Kloster Bergen von ihm und den anderen Collectoren unterschriebenen und den Churf. August von Sachsen und Johann Georg von Brandenburg übersendeten Exemplar: „Additus autem est annus, mensis et dies una cum additione nominum collectorum, qui illi deliberationi interfuerunt, scilicet annus 1577, Maji 29. dies.“ (Conc. concors, p. 1365.)

kirche von Bergen, hier, wo hundert Jahre vorher die Concordienformel vollendet und zuerst unterschrieben worden war, das Gedächtniß dieses hochwichtigen Ereignisses durch ein überaus feierliches „Dank- und Jubelfest“ begangen worden ist. Der damalige Abt in Klosterbergen Dr. Sebastian Göbel ließ, wie Anton a. a. O. schreibt, „zu dem Ende einige Tage vorher eine kleine lateinische Schrift drucken, darin er dieses sein Vorhaben öffentlich bekannt machte und das Hochwürdige Domcapitul sammt andern Großen vom geistlichen und weltlichen Stande und sonderlich die sämmtlichen Kirchen- und Schuldiener zu Magdeburg dazu einlud.“ In diesem Programme heißt es unter Anderem: „Diese überaus große Wohlthat, welche die göttliche Güte unseren Kirchen durch so viele und so große Fürsten und so berühmte und aufrichtige Männer vermittelt Abhaltung so vieler Convente, mit so großer Mühe und Arbeit und noch größeren Kosten verliehen hat, zu dieser Zeit säcularer Feier, an diesem Ort, wo vor hundert Jahren, wenige Tage vor dem Pfingstfest, das Buch der Concordia zu Ende gebracht worden ist, mit Stillschweigen zu übergehen, könnte uns Klosterleuten zu nicht geringer Schande schon deswegen gerichten, weil wir insgesamt, Abt und alle Conventualen dieses weit und breit bekannten Klosters, dem Studium der heiligen Schrift und der Pflege der heiligen Theologie ergeben sein sollen. Hierin ist der Hochwürdigste und Durchlauchtigste Administrator dieses Erzstiftes und Erzbisthums, August, unser gnädigster Herr, uns zur Nachahmung vorangegangen, indem er vor zwei Jahren an seinem fürstlichen Hofe zu Halle durch Anstellung einer öffentlichen und selten vorkommenden Solennität jenen Tag, an welchem vor hundert Jahren die Formula Concordiae wie ein der Geburt nahes Kindlein noch im Schoße der Mutter verschlossen lag, den 22. Juni nemlich, festlich feierte. *) Mit nicht geringerer Festlichkeit ehrte im folgenden Jahre 1676 der Durchlauchtigste Churfürst von Sachsen, Johann Georg II., in demselben Monat zu Torgau, wo hundert Jahre vorher in einem Convent von achtzehn Theologen das Kindlein glücklich zur Welt kam, das noch in seinen Windeln liegende. Diese so hohen Vorbilder, welche eine so ausnehmende Liebe hoher Fürsten zu der reinen Religion vor der ganzen Kirche kundgeben, sind uns keine geringe Anreizung, jene Zeit nicht unbeachtet vorübergehen zu lassen, in welcher jenes heilige Kind entwöhnt und nun von den Brüsten seiner Säugamme hinweg in die freie Luft getragen wurde.“ (Anton, Gesch. der Concordf. II, 152. ff.)**)

*) Es bezog sich diese Jubelfeier im Jahre 1675 ohne Zweifel auf die sogenannte Schwäbisch-Sächsische Formel welche hernach der Torgauischen zu Grunde gelegt wurde, aus welcher letzteren endlich unsere Concordienformel hervorging.

**) Ueber andere Jubelfeste der Concordienformel, die in vorigen Zeiten gehalten worden sind, gedenken wir, D. v., im „Lutheraner“, so weit unsere Quellen reichen, Bericht zu erstatten.

Ist aber noch heute die Verabsaffung und Einführung auch der Concordienformel in unserer Kirche, als eines ihrer Bekenntnisse, wirklich ein würdiger Gegenstand zu Anstellung einer Jubelfestfeier? — Wir antworten: Gewißlich und wahrhaftig! und zwar erstlich, selbst abgesehen von der besonderen Wichtigkeit gerade dieses Symbols, welches, so zu sagen, den Schlußstein des erhabenen Bekenntnißbaues unserer theuren evangelisch=lutherischen Kirche bildet, weil es überhaupt ein Symbol ist.

Symbole einer rechtgläubigen Kirche sind, wie die Concordienformel sagt, „ein summarischer einhelliger Begriff und Form, darin die allgemeine summarische Lehre, dazu die Kirchen, so der wahrhaftigen christlichen Religion sind, sich bekennen, aus Gottes Wort zusammen gezogen“; oder eine summarische Lehrform, die „nicht auf Privatschriften, sondern auf solche Bücher gesetzt ist, die im Namen der Kirchen, so zu Einer Lehre und Religion sich bekennen, gestellt, approbirt und angenommen“ sind. (Müller, S. 568.) Sind nun schon die meisterhaften Darstellungen der Lehre und die überzeugende Begründung derselben aus Gottes Wort, sowie die scharfsinnigen Entlarvungen und gründlichen Widerlegungen mit großem Schein in der Kirche aufgetauchter seelengefährlicher Irrlehren, wie sie in den Privatschriften einzelner besonders begabter und erleuchteter Lehrer der Kirche den später Lebenden hinterlassen sind, mit keinem Golde der Welt aufzuwiegende unvergängliche Schätze, so sind Erklärungen für die Wahrheit und gegen den Irrthum in wichtigen die himmlische Lehre betreffenden Fragen, welche eine ganze rechtgläubige Kirche öffentlich abgegeben und zu einem Zeugniß für alle kommenden Zeiten schriftlich niedergelegt hat, ein so großer Schatz, daß es mit Worten gar nicht ausgesprochen werden kann. Wehe einer Kirche, welche von der früheren rechtgläubigen Kirche ein reines Lehrbekenntniß geerbt hat als eine Siegesbeute schwerer Kämpfe, als ein im Tiegel heißer Anfechtungen siebenmal bewährtes Wahrheitsgold, als eine Frucht reicher Gnadenheimsuchungen, und wenn sie dieses Erbe als altmodisches Geröll, als werthlose Schlacken, als unreife Herlinge von sich wirft, oder doch ungenutzt im Staube liegen läßt! Es ist ja freilich wahr, kirchliche Symbole sind nicht, wie zuweilen die Sache dargestellt worden ist, von absoluter Nothwendigkeit oder gar Ergänzungen eines unzureichenden Kanons, sondern, wie in unserer Kirche von ihren rechtgläubigen Lehrern immer behauptet und bezeugt worden ist, nur von hypothetischer Nothwendigkeit, von einer sogenannten Nothwendigkeit der Expedienz, die durch die Umstände erzeugt worden ist (cf. Carpzovii Isag. p. 5.). Allein nichts desto weniger sind die Bekenntnisse der rechtgläubigen Kirche nach Gottes geschriebenem Worte die kostbarsten durch Gottes Gnade ihr geschenkten schriftlichen Urkunden, die die Kirche einer späteren Zeit besitzt, und daher wahrlich werth, daß die Kirche, so oft wieder ein Jahrhundert verflossen ist, seitdem der HErr ihr diesen Schatz schenkte, ein Jubelfest anstelle und dem HErrn für die Schenkung und gnädige Bewahrung desselben gemeinschaftlich und öffentlich brünstig und

demüthig Dank sage. Warum aber die evangelisch = lutherische Kirche auch in diesem Jahre insonderheit um ihrer Formula Concordiae willen zu jubiliren hohe Ursache habe, darüber sei uns gestattet in dem nächstfolgenden Hefte dieser Zeitschrift uns auszusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt von Dr. Sihler.)

Die römische Kirche im deutschen Reich.

Der verstorbene König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., war ein wohlwollender, im Allgemeinen auch christlich gesinnter Fürst, aber weich, gefühlsgläubig, gleichgültig in Bezug auf die Einheit und Reinheit der evangelischen Lehre, also kein Lutheraner, sondern in dem verderblichen Unionismus von lutherisch und reformirt im väterlichen Hause und von den unionistisch gesinnten Berliner Hoftheologen auferzogen und gelehrt. Der hatte nun einen gewaltigen Respect vor der römischen Kirche und ihrem Oberhaupte, dem Papste; denn da dessen Reich von dieser Welt ist, so weiß er sich auch ein Ansehen zu geben; und wessen Herz nicht in Gottes Wort und in dem darauf gegründeten Bekenntniß unserer Kirche fest eingewurzelt ist und der keine erleuchteten Augen des Verständnisses hat, der wird durch den blendenden kirchlichen Schein des Papstthums leicht betrogen und verführt; denn da ist vorhanden die Einheit des Regiments im Papste, die Geschlossenheit seiner gehorsamen Diener und seine Befehle ausführenden Werkzeuge von den Erzbischöfen bis zu dem Kaplan herunter, der Pomp und Glanz der überall gleichförmigen kirchlichen Ceremonien, die vielerlei kirchlichen Anstalten, die Priesterhäuser, die Erziehungs- und Lehr-Institute, die Hospitäler, die Waisenhäuser, die mancherlei Vereine, die alle von demselben Willen von Oben geleitet werden zur Förderung ihrer Kirche, endlich der Reichthum und die Machtstellung der römisch-papistischen Kirche. Dies alles besticht die Sinne und den Verstand aller in Gottes Wort ungegründeten und unerfahrenen Menschen, sie seien gebildet oder nicht, gelehrt oder ungelehrt, hoch oder niedrig, reich oder arm.

Dies war nun auch dem guten König Wilhelm IV. widerfahren; und wiewohl er selber kein Papist wurde, so ließ er doch mancherlei Gerechtsame fahren, die er und sein Vater früher als Landesherr seiner katholischen Unterthanen dem Papst gegenüber festgehalten hatte. Dazu gehörte denn auch das Fallenlassen des sogenannten Placetum regium, d. i. der königlichen Genehmigung und Bestätigung gewisser Erlasse und Verordnungen des Papstes an die katholische Kirche im preussischen Staate, ohne welche Genehmigung sie keine Gültigkeit hatten.

Dem Papst und seiner Leibgarde, den Jesuiten, war nun dies und andres sehr gelegen und erwünscht; und da der Landesherr selber zu Gunsten

der Pabstkirche die Mark- und Grenzsteine zwischen ihr und seinem Lande zurücksetzte, so war der Pabst nicht säumig, auf mancherlei Weise seine Grenzlinien auszudehnen. Nach dem Ableben jenes Fürsten erschien denn eine Aussprache des Pabstes, der sogenannte Syllabus, darin er seine mittelalterlichen Anmaßungen geltend machte, auch in weltlichen Dingen zu urtheilen und zu entscheiden, als seien die Fürsten nur seine Vasallen. Später kam nun der Krieg mit Frankreich und nach Besiegung desselben die Entstehung des deutschen Reichs, zu dessen Kaiser der König Wilhelm I. von Preußen gemacht wurde.

Die in den Reichstag gewählten Katholiken bildeten nun eine eigene Partei, unter Leitung und Führung fanatischer jesuitischer Pabstnechte, der sogenannten Ultramontanen, die natürlich ihre Instruction von dem unfehlbaren Pabst hatten, seine Interessen auch hier wahrzunehmen; denn als Pabst kann er eben nicht anders, als seine angemessene Oberherrlichkeit, nach welcher alle Fürsten seine Vasallen sind, auch in den Weltreichen geltend machen.*)

Im deutschen Reichstage aber stieß er und seine Partei auf zwei Gegner, die seinen Machtansprüchen entgegentraten. Der eine war der deutsche Reichskanzler, der andere waren die Liberalen; und dieselben Gegner hatte er auch auf dem preussischen Landtage. Auf diesem letzteren nun war unleugbar Fürst Bismarck im Einverständniß mit der preussischen Staatsregierung und deren Oberhaupten im vollen und guten Rechte, die unter dem schwachen Könige Friedrich Wilhelm IV. geschehenen Ein- und Uebergriffe des Pabstes in die staatlichen Gerechtsame entschieden zurückzuweisen. Aber leider blieb es nicht dabei, die richtigen Grenzlinien zwischen dem Staate und der römischen Kirche wieder herzustellen, wie sie früher in Preußen bestanden, und wie sie auch noch selbst in den Staaten bestehen, deren Fürsten selbst und deren Mehrzahl der Einwohner der römischen Kirche angehören; denn es wurden Gesetze gegeben, darin zum Theil der Staat wieder in die Gerechtsame der Kirche übergriff. Und dies geschah besonders durch Betrieb der Liberalen, die größtentheils entschiedene Feinde der biblischen Wahrheit und der christlichen Lehre sind, entweder als offenbare Gottesleugner und Materialisten oder als bloße Deisten oder Vernunftgläubige, welche die Gottheit Christi verwerfen und deren Bestreben entschieden auf Entchristlichung und Entkirchlichung des ganzen Volks hinausgeht.

In Folge dieser Uebergriffe ist nun ein heftiger Kampf entbrannt zwischen dem Pabste und dem Könige von Preußen und dessen Staatsregierung, — ein Kampf, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. In der Betheiligung an diesem Kampfe hat leider Fürst Bismarck nicht dieselbe Weisheit und Friedensliebe bewiesen, die ihm sonst in der Leitung der Politik Preußens in dessen Verhältniß zu den andern Staaten eigenthümlich ist.

*) Wäre es möglich, daß ein Pabst je zum Evangelium bekehrt würde, so würde er sofort seine antichristliche Pabstwürde niederlegen.

Er mag ja für seine Person ein gläubiger Christ sein, dafür theils seine eigenen Bekenntnisse, selbst auf dem Reichstage, theils auch schriftliche Zeugnisse sprechen, aber er ist zugleich ein Glied der unionistischen Staatskirche Preußens; und daher fehlt ihm der nüchterne Durchblick eines gesunden lutherischen Staatsmannes; denn ein solcher weiß zwischen Papstthum und römischer Kirche in seinem Urtheil, wie in seinem praktischen Verhalten, guten Unterschied zu halten; und während er die uralten und immer neuen frechen Anmaßungen des Papstes und seine Uebergriffe in das, was des Kaisers ist, entschieden zurückweist und auf dem Einhalten der rechten Grenzlinie zwischen Staat und Kirche energisch besteht, so greift er doch nicht mit ehernen Fingern in die Gewissen der Glieder der römischen Kirche; denn mögen diese Gewissen durch die falsche papistische Lehre von des Papstes Regiergewalt noch so sehr irren, so werden sie dadurch doch nicht wohl berichtigt, heil und gesund, daß die Staatsgewalt der in den irrenden Gewissen sitzenden Regiergewalt des Papstes derartig entgegentritt, wie es leider am Tage ist.

Was ist nun die Frucht der gewaltthätigen Maßregeln, daß die rentirenden Bischöfe in Geld und Gefängnißstrafe genommen und endlich von Staats wegen abgesetzt, daß die geistlichen Orden und Stifte im Lande aufgehoben und ihre Güter vom Staate in seine Verwaltung genommen und diese und jene kirchliche Lehranstalten außer Thätigkeit gesetzt werden? Auf mehrfache Weise ist die Frucht davon sehr verderblich für das arme Volk. Die armen unwissenden Leute werden von fanatischen Papstknechten, Priestern oder Laien, betrogen und verführt, als gehe die preussische Staatsregierung damit um, die katholische Kirche in Preußen zu vernichten; und da ist es ganz natürlich, daß vielfach Haß und Erbitterung in den Herzen katholischer Unterthanen gegen ihren weltlichen Landesherren entbrennt. Und dieser Haß wird noch dadurch vermehrt, daß sie von diesen Verführern gewöhnt werden, die gestraften oder gar entsetzten Bischöfe und andere höhere Würdenträger und gemeine Pfarrer schlechthin als Märtyrer für eine heilige Sache anzuschauen.

Ist aber dieser Zustand nicht ein schreckliches sittliches Uebel für Obrigkeit und Unterthanen? Und ist es wahrscheinlich, daß, falls die Vergewaltigung des Staatsregiments anhielte, die Furcht vor der Strafe und vor der bewaffneten Macht gröbere und allgemeinere Ausbrüche der innern Feindschaft in offene Widerseßlichkeit und gewaltthätige Selbsthülfe auf die Länge unterdrückte? Hat es nicht schon hin und her kleinere Vorspiele davon gegeben?

Wie viel einfacher und heilsamer wäre es gewesen, wenn die preussische Staatsregierung sich damit begnügt hätte, die Anmaßungen und Uebergriffe des Papstes zurückzuweisen, die früheren auch in katholischen Ländern, als z. B. Oestreich und Baiern, beobachteten Grenzlinien zwischen Kirche und Staat wieder herzustellen, und dafür sich mit dem Papste ins Vernehmen zu setzen; denn es ist ja dieser Regierung nicht verborgen, mit welchen greulichen

Eidschwüren die Gewissen der Bischöfe sich an den Papst verbunden und zum unbedingten Gehorsam gegen seine Gebote verpflichtet fühlen, zumal jetziger Zeit, da sie schließlich wider besser Wissen und Gewissen in schmachvoller Unterwerfung unter das Unfehlbarkeits-Dogma seiner Tyrannei sich blindlings unterworfen haben.

Da war es vorauszusehen, daß die Bischöfe in Preußen auch den gerechten Forderungen der Staatsregierung, denen sie in andern Staaten willig nachkommen, nicht Folge leisten würden, da sie entweder geheime directe Verbote von dem Unfehlbaren zu Rom empfangen oder daß sonst gewiß waren, daß ihr Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, ohne deren Verhandlung zunächst mit Ihm, Seiner Heiligkeit durchaus mißfällig sein werde.

Wiederum war es dem Antichrist zu Rom nicht verborgen, daß der König von Preußen und Fürst Bismarck, bei ihrem energischen Charakter, den Ungehorsam der Bischöfe gegen gerechte Staatsgesetze, denen auch früher gehorcht wurde, nicht leiden und endlich zum Aeußersten schreiten würden; und ebenso klar war es ihm, welche vielfache Hemmung und Zerrüttung daraus nothwendig in seiner Kirche erfolgen würde.

Hätte nun dieser vom Hochmuths- und Herrschsuchtssteufel beherrschte Mensch — ein solcher aber ist immer der Papst als stehende Amtsperson — hätte er wirklich ein Herz für sein Volk, so hätte er jedenfalls seinen Bischöfen die Anweisung gegeben, den Staatsgesetzen, die früher unter Friedrich Wilhelm III. befolgt wurden, auch jetzt den schuldigen Gehorsam zu leisten. Und gleichwohl klagt dieser Heuchler aller Heuchler über die schrecklichen Schäden und den Jammer in seiner Kirche durch die Verhaftung und Absetzung der Bischöfe u. s. w., als sei er an diesem Elend völlig unschuldig.

Summa, es ist, meines Erachtens, von beiden Seiten, dem Papst wie dem weltlichen Regiment, schwer gefehlt worden, und das arme Volk, das zwischen zwei Mülhsteine gerathen ist, muß es leider entgelten und wird auf zwiefache Weise in seinem Gewissen zerrüttet.

(Eingefandt auf Verlangen der Cleavelander Pastoralconferenz.)

Der Calixtinische Synkretismus.

Was den Ursprung des Wortes „Synkretismus“ betrifft, so ist die wahrscheinlichste Annahme die, daß es von dem Worte „Creta“ gebildet ist, dem Namen einer Insel im Mittelländischen Meer, deren Bewohner vor Alters die Gewohnheit hatten, sich immer in den Haaren zu liegen, nur beim Herannahen eines Feindes von außen sofort alle inneren Streitigkeiten einzustellen und mit vereinten Kräften sich gegen den gemeinsamen Feind zu kehren. *)

*) „Syncretismi vocabulum barbarum esse, nemini non constat, a praepositione σύν et Creta, celeberrimae maris Mediterranei insulae nomine compositum“

Man bezeichnet damit wohl fast jede Art Vermengung entgegengesetzter theologischer wie philosophischer Richtungen, besonders aber eine solche Union auf kirchlichem Gebiet, bei welcher man die Abweichungen in der Lehre nicht beseitigt, sondern duldet. Im 17. Jahrhundert entstand in der lutherischen Kirche eine Richtung, die eine derartige Union anstrebte, als deren Urheber und Leiter Georg Calixt, Professor an der Universität Helmstedt, gilt, daher die Bezeichnung „calixtinischer“ oder „helmstedtischer Synkretismus“.

I.

Wohl jede in der Kirche entstandene falsche Richtung hatte, abgesehen von der eigentlichen Ursache, welche wir ohne Zweifel im natürlichen Verderben des menschlichen Herzens zu suchen haben, eine äußere Vorbereitung und Veranlassung. Auch die calixtinische entbehrt derselben nicht. Auf Seiten der lutherischen Kirche soll Calixt Veranlassung zu seiner Bewegung gefunden haben in der drohenden Gefahr, daß man „im unbedingten Festhalten des Wortes die historische Entwicklung der Kirche zu vergessen anfing“ und sich somit „eine ungeschichtliche Richtung bildete, wodurch man die lutherische Kirche aus ihrem lebendigen Zusammenhange mit der ganzen früheren Kirche abtrennte“. Der historisch und besonders patristisch gründlich gebildete Calixt, sagt man, habe das Bedürfnis erkannt, daß die lutherische Kirche ihre Theologie wieder mehr auf einen geschichtlichen Boden zurückführe; und dies zu bewirken, in herzlichster Liebe gegen die Glieder anderer Confessionen, habe er sich nun zum Ziele seines Lebens gemacht.*) — Die eigentliche Ursache ist aber doch wohl anderswo zu suchen. Calixt war auf seinen Reisen durch Deutschland, England, Frankreich und Holland vielfach mit Vertretern anderer Confessionen in Berührung gekommen und hatte in denselben zum Theil nicht nur äußerst gelehrte und scharfsinnige, sondern wohl auch gar liebenswürdige, christlich gesinnte Leute kennen gelernt. Die dadurch angeregten schmerzlichen Betrachtungen über die traurige Zerrissenheit der Kirche weckten in ihm den Wunsch, Mittel und Wege zu finden, durch welche eine Vereinigung der verschiedenen christlichen Kirchengemeinschaften herbeigeführt werden könnte. Anstatt nun aber diese Mittel und Wege in Gottes Wort zu suchen, ging er mit seiner Vernunft zu Rathe und wurde so der Erfinder des nach ihm benannten Synkretismus und die Seele der denselben vertretenden Richtung.

(b. i. „Es ist allbekannt, daß das Wort ‚Synkretismus‘ ein ausländisches ist, zusammengesetzt aus der Präposition *συν* und *Creta*, dem Namen einer wohlbekannten Insel im Mittelländischen Meer.“). Anschuld. Nachr. V, p. 123.

„Es ist hier weiter in Acht zu nehmen, daß hier keine solche Tolerantia verstanden werde, wie etwa vor Alters bei den Eretesern in Civilstreitigkeiten gewöhnlich gewesen.“ Calov, *Historia Syneretismi* p. 1058.

*) Guericke's Kirchengeschichte. III, p. 423.

Schon sein erstes öffentliches Auftreten im Jahre 1611 in der Schrift: „De praecipuis christianae religionis capitibus“, in welcher er die Lehre der Concordienformel von der Communicatio idiomatum der euty-chianischen Kegerei bezüchtigte, sowie eine hierauf erfolgte Berufung an die calvinistische Universität zu Frankfurt a. d. O. brachten ihn in den Verdacht des Calvinisirens, welcher Verdacht nicht beseitigt wurde durch die Annahme einer Professur an der Universität Helmstedt, da diese Universität als eine der Concordienformel feindliche und der philippistischen Richtung huldigende bekannt war. *) Dennoch vergingen noch über 30 Jahre, ehe sich der Verdacht als völlig begründet erwies und die lutherischen Theologen nöthigte, öffentlich gegen Calixt aufzutreten. Letzterer fuhr zwar fort, in Schriften und Vorlesungen bei Behandlung der Unterscheidungslehren sich vielfach zweideutiger und verdächtiger Ausdrücke zu bedienen — z. B. Gott sei Ursache der Sünde *improprie, indirecte et per accidens* — erregte aber verhältnißmäßig wenig Aufsehen damit, bis er 1638 zum ersten Mal, nämlich von Pastor Statius Buscher, öffentlich und *nominatim* angegriffen und sammt seinem Collegem Hornejus beschuldigt wurde, in den Artikeln von der Rechtfertigung und von der Erbsünde papistisch gelehrt zu haben. Die erfolgte Vertheidigung war auch eher eine Bestätigung als Widerlegung der Anklage. Gleichwohl fand das Beispiel Buschers bei den lutherischen Theologen fürs erste noch keine Nachahmung. Privatim nur haben unter Anderen Dr. W. Keyser und H. Höpfner Calixt und Hornejus gebeten, sie möchten sich doch in Betreff der Lehre von der Rechtfertigung deutlicher erklären, als es in Calixts „*Digressio de arte nova etc.*“ und in des Hornejus „*Nova justificatorum vita*“ geschehen; denn nach gewissen Aussprüchen in jenen Schriften zu urtheilen, schienen sie zu lehren, daß gute Werke zur Seligkeit nöthig seien. Diese freundliche Erinnerung wurde jedoch sehr unfreundlich aufgenommen und die Antwort war eine öffentliche Vertheidigung der betreffenden falschen Lehren, oder doch wenigstens der von den Leipziguern angegriffenen Ausdrucksweise. — Bald darauf hielt Calixt eine Disputation, in welcher er mit einem neuen Irrthum hervortrat, indem er behauptete, das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit sei im Alten Testament nicht geoffenbart und folglich auch kein Glaubensartikel gewesen. Ferner soll er schon ein Jahr vorher in einer Antwort an die Jesuiten in Mainz seine schon früher gegebene Meinung dargelegt haben, daß nämlich die Calvinisten und Papisten, weil sie in den Grundartikeln mit uns übereinstimmten, von uns als geistliche Brüder anzuerkennen seien. Und, damit niemand mehr über seine synkretistische Richtung im Zweifel bliebe, gab er bei Gelegenheit des im Jahre 1645 abgehaltenen Colloquii charitativi zu Thorn nicht nur deutlich zu erkennen, daß er zuversichtlich hoffe, seine Vorschläge zu einer gewissen geistlichen Ver-

*) Calov, *Histor. Syncret.* p. 572 und Guericke, *Kirchengeschichte* III, p. 424, Note 1.

einigung der Lutheraner, Calvinisten und Papisten würden bei demselben zur Ausführung kommen; sondern er reiste auch in Gesellschaft und als Beirath reformirter Theologen nach Thorn, saß dort mit im reformirten Conclav und lieferte seinen Beitrag zur Generalconfession der Reformirten. — Im folgenden Jahr hielt Hornejus eine Disputation, in welcher er die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit aufs Neue verteidigte. Da richteten die Facultäten Wittenberg, Leipzig und Jena im Auftrage des Churfürsten von Sachsen ein Schreiben an die Helmstedter, in welchem letztere um Gottes und der Kirche Wohlfahrt willen gebeten wurden, sich doch in Zukunft in ihren Schriften und Disputationen von der Concordienformel abweichender Redensarten und Neuerungen zu enthalten. Aber Hornejus erklärte in seiner Erwiderung die freundlichen Ermahner für Calumnianten und behauptete, sie (Calixt und Hornejus) hätten nichts gegen Schrift und Bekenntniß gelehrt, fuhr indessen fort, seinen Irrthum immer hartnäckiger zu vertheidigen bis zu seinem im Jahre 1650 erfolgten Tod.

Unterdessen waren auch zu Königsberg synkretistische Streitigkeiten ausgebrochen, die bald einen viel heftigeren Charakter annahmen, als die helmstedtischen. Dort hatte im Jahre 1646 Johann Latermann, ein Schüler des Calixt, eine Disputation über die Prädestination gehalten, auf Grund deren ihn Dr. Mislenta und das Ministerium von Königsberg folgender Irrthümer ziehen: In den Lehren vom freien Willen, Erbsünde, Gewißheit der Seligkeit und guten Werken lehre er papistisch, in der Lehre von der Gnadenwahl calvinistisch. Ferner behauptete er, die Reformirten hätten ihre irrigen Meinungen in vielem geändert und seien deshalb von den Lutheranern als Brüder anzuerkennen; Erkenntnißquelle sei nicht nur die heilige Schrift, sondern auch die kirchlichen Traditionen der drei ersten Jahrhunderte, und der Artikel von der Dreieinigkeit sei im Alten Testament kein Glaubensartikel gewesen. Latermann suchte sich zwar zu vertheidigen und auf seine Seite traten die Königsberger Theologen Joh. und Mich. Behm und Dr. Dreier, ein Schüler J. Gerhard's. Da man sich jedoch nicht einigen konnte, wandte man sich an verschiedene lutherische Facultäten und Ministerien um eine Begutachtung der latermannschen Schriften. Das Ergebniß, ein für Latermann ungünstiges, hat in dessen den Streit nicht geschlichtet; denn die beiden Parteien in Königsberg fuhrten fort, wider einander zu lesen und zu schreiben und der Kampf wurde von Jahr zu Jahr heftiger. Die Gutachten wurden beiderseits veröffentlicht und widerlegt. Die Synkretisten richteten ein Schreiben an die Helmstedter, worin sie dieselben aufforderten, an den Churfürsten von Brandenburg die Bitte zu richten, er möge doch den Schmähungen des Mislenta Einhalt thun, und ihre Fürsten dahin zu vermögen, daß sie die „Anticrisis“, eine Schrift des Mislenta, öffentlich durch den Henker in ihren Ländern verbrennen ließen. Dieser Brief fiel Mislenta in die Hände und er hat ihn hernach lateinisch und deutsch veröffentlichen lassen, „damit jedermann sehen möge, daß nunmehr

die drei extraordinarii Theologi, Behm, Dreier und Latermann, vor schändliche Mameluden, welche die apostolische Lehre verlassen, vor Verfälscher fast aller Glaubensartikel, vor Verräther der wahren und von den Kirchen der ungeänderten Augsburgischen Confession angenommenen Religion und ihren symbolischen Büchern, vor Stifter einer neuen samaritanischen, chymesischen, babelischen, hermaphroditischen Secte, vor Atheisten und Verräther Gottes und seines Dienstes, endlich vor glaubenslose und meineidige Leute, denen man auch bei dem größten Schwur nichts glaube, zu halten seien.“*) Erst als der Churfürst im Jahre 1651 durch ein Edict das Polemisiren auf der Kanzel verbot und auch Mislenta bald hernach starb, stand in Königsberg der Kampf, eine Zeit lang wenigstens, still.

Um so heftiger war aber der Streit in eben dieser Zeit zwischen den helmstedtischen und sächsischen Theologen entbrannt. Es hatte der Churfürst von Sachsen schon im Jahre 1649 an die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg ein Schreiben ergehen lassen, in welchem er dieselben als Schutzherr der evang.=lutherischen Kirche bat, sie möchten doch ihren Theologen Calixt und Horneius wehren, daß sie ferner durch ihre schrift- und bekennnißwidrigen Lehren Friede und Einigkeit in der Kirche gefährdeten. Dieses Schreiben war Calixt übergeben und ihm der Auftrag geworden, sich dagegen zu verantworten. Calixt veröffentlichte zu dem Behuf einige Schriften, in welchen er aber nicht nur seine früheren Irrthümer wieder vertheidigte, sein „studium tolerantiae“, oder, wie er es nannte, „desiderium concordiae ecclesiasticae“ öffentlich zur Schau trug; sondern auch die sächsischen Theologen Weller, Hülsemann, Calov und Andere auf das heftigste angriff, so daß diese, die bisher immer noch an sich gehalten, genöthigt wurden, nunmehr öffentlich und nominatim gegen Calixt aufzutreten. Der Wittenberger Dr. Scharff veröffentlichte nun ein ganzes Register calixtinischer Irrthümer, unter Anderem, daß er gelehrt habe, von der Person des Messias sei im Alten Testament nicht geoffenbart, ob es eine göttliche, menschliche, oder auch die Aenes Engels sein werde. J. Weller berichtete von einer neuen, von Calixt erfundenen Art, die Wahrheit zu erkennen.***) Auch Hülsemann und Calov theilten sich am Kampf. Calixt und seine Königsberger Anhänger verfehlten natürlich nicht, ihren Standpunct zu vertheidigen. Latermann edirte zu dem Ende eine Schrift des G. Cassander, eines früheren Syntretisten; Calixt erklärte, es sei nicht aufrichtig gehandelt, daß man das über das Geheimniß der Dreieinigkeit von ihm gesagte, auch auf die Person

*) Walch, Religionsstreitigkeiten in der lutherischen Kirche. I, p. 254.

**) Walch berichtet darüber Folgendes: „Es seze Calixt, daß weil die Christenheit sich in vier große Parteien, in die päpstliche, lutherische, calvinische und griechische abgetheilet, so sollte man sehen, worinnen sie sämmtlich übereinstimmen und was eine Partei nur allein für sich habe. Denn dasjenige, was ein Theil nur allein für sich annehme und die drei andern widersprächen demselbigen, sei wenigstens, wo nicht ganz falsch, doch wegen einer Neuerung und Irrthum sehr verdächtig.“ L. c. p. 266. sq.

Christi beziehen wolle; er lehre ebenso wie Luther u. s. w. Weller dagegen erwiderte, Calixt verdrehe mit Fleiß den casus belli, jedermann wisse aus Calixts Schriften, worum sich's handle. So wurde der Streit immer heftiger und, da noch Andere, wie z. B. Dorschäus und Dannhauer, in die Reihen der Kämpfenden traten, immer allgemeiner. Vergeblich suchte der Churfürst die Angelegenheit durch einen Theologenconvent zu schlichten; denn der Convent kam nicht zu Stande. Auf Befehl des Churfürsten von Brandenburg gab Dreier eine „gründliche Erörterung etlicher theologischer Fragen“ heraus, welche Schrift Calov zu einer Gegenschrift Veranlassung gab, in der er eine Anzahl Postulate, worauf Calixt, Dreier und Latermann ihren Synkretismus gründeten, anführt und widerlegt, unter Anderem dieses: Die reformirten Irrthümer, die Lehren von der Gnadenwahl, der Person Christi und den Sacramenten betreffend, seien unschuldiger Natur und setzten Glaube und Seligkeit nicht in Gefahr. — Ein Versuch der Synkretisten, ihre Gegner durch ein churfürstliches Mandat zum Schweigen zu bringen, hatte zur Folge, daß der Kampf nur noch heftiger entbrannte und eine Streitschrift der andern folgte, bis Calixt plötzlich schwieg und bald darauf (im Jahre 1656) starb.

Damit glaubte man denn auch das Ende des Streites gekommen, aber mit wie wenig Grund, sollte sich bald zeigen; bedurfte es doch nur eines geringen Anstoßes, um den Ball von neuem ins Rollen zu bringen, und der ließ nicht lange auf sich warten. Es erschien ein Bericht über den Tod des Calixt, in welchem behauptet wurde, Calixt sei im römischen Glauben gestorben, — und der Anstoß war gegeben. Die eigentliche Veranlassung zu dem nun noch folgenden dreißigjährigen Kampf jedoch gaben: Dreiers „Oratio de syncretismo“, das Colloquium zu Kassel und der Consensus Repetitus.

Raum war der erwähnte Bericht über den Tod des Calixt veröffentlicht, als für letzteren sofort eine Anzahl Vertheidiger auftrat, unter welchen als bedeutendster Ulrich Calixt, des Verstorbenen Sohn, zu nennen ist. So stritt man sich denn eine Zeitlang über den todtten Synkretisten, bis im Jahr 1661 obige Schrift Dreiers erschien und die Aufmerksamkeit der Gegner auf sich lenkte. Ueber diese Schrift, gegen welche unter Andern besonders Calov aufzutreten genöthigt wurde, urtheilt selbst der sehr mäßige Walch, daß sie ganz synkretistisch aussehe. — In demselben Jahr wurde auch das Colloquium zu Kassel abgehalten, davon wir etwas ausführlicher berichten wollen, weil wir in demselben einen Versuch sehen, der Idee des Synkretismus concrete Gestalt zu geben. Es wurde dasselbe auf Befehl des Landgrafen von Hessen zwischen den Marburger Theologen Curtius und Heinicus reformirterseits und den Rintelner Theologen P. Musäus und Henichius lutherischerseits zu dem Zwecke angestellt, eine Einigung zwischen den Evangelischen und Reformirten zu stiften. Es sollten zu dem Ende die Colloquenten alle Streitfragen gründlich prüfen und könnten sie sich nicht in allem vergleichen, so

sollte „doch nur ein brüderlicher Friede und Einigkeit und *mutua tolerantia* gestiftet“*) werden. Es kam auch wirklich zu einer Verständigung und zwar in den Lehren vom Abendmahl, von der Gnadenwahl, der Person Christi und der Taufe. In Betreff des ersten Stüdes einigte man sich dahin, daß das geistliche Essen des Leibes Christi allerdings zur Seligkeit nöthig sei; wenn aber die Reformirten sagten, das Brodbrechen sei ein integrirendes Stück beim Sacrament, und die Lutheraner: Leib und Blut Christi werde mündlich empfangen, so gehe das den Grund des Glaubens und der Seligkeit nicht an; es sei auch bisher in der lutherischen und reformirten Kirche dieses Sacrament nach Christi Einsetzung „ohne Zusatz oder Weglassung eines wesentlichen Stüdes rein behalten worden.“ Ueber die Gnadenwahl und den freien Willen setzte man dies fest: der Mensch könne in geistlichen Dingen aus eigenen Kräften nichts Gutes anfangen noch vollbringen; die ganze Bekehrung sei darum lediglich ein Werk Gottes; alle übrigen dahin einschlagenden Fragen aber (über die man sich nicht einigen konnte) gingen ebenfalls den Grund des Glaubens nicht an und seien darum auch nicht kirchentrennend. Bei der Lehre von der Person Christi erklärten beide Theile, daß in Christo die göttliche und menschliche Natur in einer Person vereinigt seien und zwar unzertrennlich und unvermischt; darin liege aber auch die ganze Substanz dieser Lehre und verstießen also die noch bleibenden Differenzen nicht gegen den Glauben. Endlich in Betreff der Taufe bekannte man beiderseits, daß man die Kinder taufen solle, daß jedoch nicht die Beraubung, sondern die Verachtung der Taufe verdamme. Alle noch übrigen Differenzen beseitigte man auch hier einfach mit der Erklärung, sie seien nicht wesentlich. „Als man nun aus dem, was also von beiden Theilen gehandelt, erkannt, erwogen und erklärt worden, abgenommen, daß man ganz und gar einig sei in den Stücken, so den Grund des Glaubens und der Seligkeit betreffen und die streitigen Fragen den Grund des Glaubens nicht berührten, viel weniger aufhüben oder umstießen, haben sich vorerwähnte Herren Theologi beiderseits verglichen, es solle kein Theil das andere wegen dieser überbleibenden streitigen Punkte durchziehen, schmähcn oder verdammen, sondern einander herzlich und brüderlich lieben und dahin sich disponiren lassen, einander vor wahre Gliedmaßen der Kirche und Mitconsorten des wahren seligmachenden Glaubens, auch Miterben des ewigen Lebens zu halten, welches das rechte Mittel und stärkste Band sein würde, beständigen Frieden und Kirchen-Einigkeit zu befestigen und zu erhalten.“**) Man solle darum in Zukunft auf den Kanzeln der Controversien schweigen, oder, wo das durchaus nicht möglich, nur die Lehre selbst „bescheiden“ darlegen, aber der Gegner mit keinem Wort gedenken. — Das ist in Summa das Ergebniß jenes Colloquiums. Stand dasselbe nun auch nicht unter Leitung der Führer des Synkretismus, so haben wir es doch jedenfalls als

*) Histor. Syncret. p. 686.

**) Histor. Syncret. p. 645.

eine Frucht dieser Bewegung anzusehen und als praktische Anwendung der von den Synkretisten oft ausgesprochenen Behauptung, daß die Reformirten in den Grundartikeln des Glaubens mit uns einig seien. Natürlich rief dieses Colloquium einen wahren Sturm von Angriffs- und Vertheidigungsschriften hervor; selbst Theologen außerhalb Deutschlands wurde es Veranlassung zur Betheiligung an diesem Streit.

Den dritten Zankapfel in dieser zweiten Streitperiode lieferte der „Consensus repetitus“. Es ist dies eine Schrift, welche bereits im Jahr 1656 im Auftrage des Churfürsten von Sachsen von den Theologen zu Leipzig und Wittenberg zusammengestellt, jedoch erst 1664 unter obigem Titel veröffentlicht wurde. Sie sollte ein Bekenntniß sein gegen den Synkretismus, ist in Bekenntnißform abgefaßt*) und war es wohl auch die Meinung der Autoren, daß sie von allen Lutheranern angenommen und den übrigen Symbolen der lutherischen Kirche beigelegt werden sollte.***) Ueber diesen „Consensus“ entstand ein großer Lärm; denn nicht nur wurden die Calixtiner durch denselben von neuem zur Vertheidigung ihrer Sonderstellung gedrängt, sondern es geriethen auch mehre, sonst treue lutherische Theologen, weil sie ihn nicht unterschreiben wollten, in den Verdacht heimlicher Synkretisterei und waren deshalb genöthigt, sich von diesem Verdacht zu reinigen. Es gilt dies besonders von der Jenaer Facultät, respective deren Hauptvertreter Joh. Musäus. — Was nun die Vertheidigung der Schriften und Principien Calixt's gegen den Consensus repetitus betrifft, so wurde dieselbe von dem bereits genannten U. Calixt geleitet†) und dauerten die Streitigkeiten noch fort bis zu Calovs Tode im Jahre 1686. Doch ist diese Periode des Streites weniger durch das merkwürdig, was etwa Neues zur Lösung der Frage beigetragen wurde, als vielmehr durch die außerordentliche Heftigkeit, mit welcher man den Kampf führte. Dies gilt allerdings zunächst von U. Calixt und seinem Wittenberger Gegner Dr. Strauch. —

*) „Er ward (in seinen 188 . . . Puncten, deren jeder zuerst mit Symbolworten positiv reine Lehre darstellt, dann scharf und concinn die entgegengesetzte Lehre verwirft, endlich Calixts und der Seinen Zuhör zur Negativa durch Auszüge aus ihren Schriften constatirt) 1664 öffentlich herausgegeben.“ Guericke, Kirchen-Gesch. III. p. 427.

**) Hist. Syncret. p. 607.

†) „U. Calixt (ebenfalls Professor zu Helmstedt) führte den Streit fort, aber ohne das Talent, die Gelehrsamkeit und die Mäßigung seines Vaters.“ Guericke l. c.

Luther: „Es müssen einem rechten gottesfürchtigen Diener des Wortes fürwahr die Haare allezeit gen Berge stehen, so oft er auf den Predigstuhl steigt; und ihm hoch vonnöthen ist, daß er sage mit dem lieben David Ps. 51, 17.: „Herr, thue Du auf meine Lippen, alsdann wird meine Zunge Dein Lob verkündigen.“ (Von dem herrlichen Mandat Christi. Anno 1537. IX, 2701.)

(Aus der „Hannoverschen Pastoralcorrespondenz“, No. 17.)

Einige Verstöße gegen die Wahrheit der evang.-lutherischen Lehre, welche meines Erachtens bei der Besprechung der Trauungsfrage in jüngster Zeit hervorgetreten sind.

1. Die Kirche schließt die Ehen, wirkt durch ihr Thun, daß eine Geschlechtsgemeinschaft wahre Ehe sei. — Auf die Frage: wo steht das geschrieben? kann keine Antwort gegeben werden; es liegt hier also ein dogma sine scriptura vor; ein wirksames kirchliches Thun soll stattfinden ohne mandatum Dei. Die Ehen, welche die Apostel vorfanden und anerkannten, sind nicht durch die Kirche geschlossen, und nirgend findet sich eine Spur, daß durch das ministerium ecclesiasticum in der Apostelzeit eine neue Ehe zu Stande gebracht wäre. — Abgesehen von dem fehlenden mandatum Dei ist es auch gänzlich wider die Art des Evangelii, daß eine Schöpfungsordnung Gottes ihrem Wesen nach durch die Kirche sollte gehandelt werden. Die Kirche heiligt Alles, was der Natur angehört, durch Gottes Wort und Gebet, aber sie schafft es nicht und regelt es nicht in seinem natürlichen Bestande; anders müßte sie z. B. auch die Vormundschaftsordnungen in ihre Hände nehmen. Was sie haushalterisch zu verwalten hat, sind allein die Kräfte der zukünftigen Welt, welche in die natürlichen Verhältnisse hineinzuleiten ihre Aufgabe ist.

Daß bei dem fraglichen Irrthum Luther gänzlich beseitigt wird (vergl. das Traubüchlein), gestehen die Irrenden wohl selbst; sie sind aber lutherischer als Luther.

2. Es gibt zwei wesentlich verschiedene Arten der Ehe, die christliche und die nichtchristliche, und kommt die letztere immerhin durch das Thun der Obrigkeit zu Stande, so entsteht die erstere lediglich durch das Thun der Kirche in der Trauung. — Gleichwie auch hier an ein Zeugniß aus der Schrift nicht zu denken ist, so offenbaren sich in dem angeführten Sage zwei Hauptirrthümer: 1) das Wesen der Sache wird verwechselt mit der richtigen Behandlung der Sache; daß die Ehe christlich gehalten und behandelt wird, dies wird allerdings durch die Mittel der Kirche hervorgebracht; nicht aber wirkt sie eine neue ethische Ordnung, und ebensowenig erhebt sie die allgemeine ethische Gottesordnung der Ehe auf eine höhere Wesenspotenz. Die Christlichkeit der Ehe bezeichnet also nur, daß die eine und selbige von Gott gestiftete Ehe auch in dem der Ehe entsprechenden Geiste geführt wird, während wo die Qualität der Christlichkeit der Ehe nicht vorhanden ist, die Ehe zwar dieselbe göttliche Ordnung ist, aber auf verkehrte, ungöttliche Weise von den Menschen mißbraucht wird. Ebenso ist z. B. die göttliche Ordnung der Vaterschaft auf Erden dieselbe unter Christen und Heiden, nur daß die Christen dieselbe in rechter Weise handhaben, die Heiden sie aber verkehren.

Und um etwas einer niedrigeren Ordnung Angehöriges herbeizuziehen, so ist das Essen und Trinken bei Christen und Heiden dieselbe Gabe Gottes, nur daß die ersteren dieselbe als eine Gabe Gottes empfangen mit Dankagung, die letzteren nicht. — Der zweite in dem fraglichen Sage enthaltene Irrthum ist dieser, daß angenommen wird, als könnte die Christlichkeit der Ehe durch einen einzelnen formirten Act (die Trauung) zu Stande gebracht werden, während doch dazu, wie in anderen analogen Fällen auch, mehr gehört, nämlich die ganze christliche Haltung im Anfang, Mittel und Ende der Ehe. Es streift dieser Irrthum an die römische Lehre vom *opus operatum*, ja im Grunde ist diese Ansicht der Ehe wesentlich dieselbe, durch welche die Ehe zum Sacrament gemacht ist. Es würde hiernach jede Trauung ein Wunder sein, durch welches eine neue Creatur oder wenigstens eine neue Species einer Creatur geschaffen wird, und müßte desgleichen auf dem Gebiete der Mission jedes Ehepaar, das in die christliche Kirche als solches ein-geht, sofort getraut werden, um ein christliches Ehepaar zu werden. — Wollte man aber sagen, die Ehe werde durch die Trauung zur christlichen nicht insofern, als durch dieselbe die innere christliche Gesinnung, in welcher sie zu führen ist, mitgetheilt werde, sondern insofern, als durch dieselbe namentlich im Unterschiede von dem Staatsacte, objectiv das ganze volle eheliche Bündniß nach Gottes Sinne erst eingegangen wird namentlich nach der Seite hin, daß sie unauflöslich ist, so ist darauf zu erwidern, daß die Trauung den christlichen Charakter auch in dieser Fassung nicht wirken kann, da die Ehe in dem Sinne, wie sie von Gott gestiftet ist, für alle Menschen *eo ipso* verbindlich ist, da namentlich Christen auch ganz abgesehen davon, daß sie bei der Trauung gelobt haben, die göttliche Ordnung der Ehe einzuhalten, wissen, daß sie ohne Gottesverachtung von dieser Ordnung nicht abweichen können.

3. Wenn auch kein ausdrückliches göttliches *mandatum* vorhanden ist, durch welches die Kirche bevollmächtigt wird, Ehen oder wenigstens christliche Ehen zu wirken, so ist doch jedenfalls die Ehe eine Stiftung des heiligen dreieinigen Gottes, woraus selbstverständlich folgt, daß sie in Seinem Namen geschlossen werden muß, dies aber kann lediglich die Kirche ausrichten (also z. B. nicht der Staat). — Diese Anschauung, nach welcher alles Thun im Namen des wahren, d. h. des dreieinigen Gottes nur der Kirche, und niemals z. B. dem Staate zukommt, wirft eine Haupterrungenschaft des Reformators über den Haufen, nach welcher auch die Obrigkeit (selbst wenn sie als solche an den Dreieinigen nicht glaubt und deshalb bei ihren betreffenden Acten die Worte „im Namen des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes“ nicht sprechen wird) von Gott ist, und darum im Namen des wahren Gottes handelt (vergl. Röm. 13.), nach welcher keineswegs die Kirche berufen ist, alles göttliche Thun auf Erden zu vermitteln, sondern nur dasjenige, was die Gnadenordnung angeht. Auch bei diesem Irrthum ist die Berührung mit dem Papstthum unverkennbar. Wäre

derselbe nicht Irrthum, sondern Wahrheit, so müßte die Kirche auch die Gerichte verwalten, denn das Gerichtamt ist Gottes, sie müßte das Schwert führen, weil das Schwert im Namen Gottes (natürlich des dreieinigen, weil es keinen andern Gott gibt) die Uebelthäter treffen soll; sie müßte überhaupt das gesammte natürliche Amt auf Erden sich arrogiren. Jeder Kundige weiß, wie scharf die Reformation dagegen gekämpft hat.

4. Sollte es auch nicht immer so gewesen sein, daß die Kirche christliche Ehen macht, wie das ja die Geschichte früherer Zeiten nachweist, so hat sich doch nunmehr seit Jahrhunderten die Entwicklung unter Christen so gestaltet, daß keine Ehe geschlossen werden kann ohne Trauung; die geschichtliche Entwicklung in der Kirche geschieht aber durch die Einwirkung des Heiligen Geistes, und dürfen wir deswegen von diesem geschichtlichen Gewinn unter keinen Umständen lassen, weil wir sonst dem Willen Gottes widerstreben würden. — Hier wird das ewige Wort Gottes und die wandelbare Geschichte, Fundament und Aufbau mit einander vermengt; es führt in der Consequenz geradezu zum pantheistischen Irrthum, wenn man in der Geschichte den menschlichen Factor mit allen seinen Beschränktheiten und Verfehrtheiten vergißt, und so die Geschichte ohne Weiteres als eine Offenbarung Gottes ansieht.

Es wäre gut, wenn Lutheraner, welche die lutherische Lehre wollen vertreten, die lutherische Lehre gründlich studirten; dann würden wir nicht die eigenthümliche Erfahrung so oft zu machen haben, daß für lutherisch gehalten und als lutherisch ausgegeben wird, was das gerade Widerspiel davon ist. Gott erhalte uns bei reiner Lehre und erfülle uns Geistliche insonderheit mit dem Ernst des Wortes: habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre!

Bergen bei Celle.

D. L. M.

Kurze Neujahrsgebanken aus den Schriften des heiligen Augustinus.

Die Kinder wollen wachsen, und sie wissen nicht, daß die Frist ihres Lebens im Verlauf der Jahre abnimmt. Denn während sie wachsen, werden ihnen nicht Jahre hinzugefügt, sondern abgezogen; wie das Wasser eines Stromes vorwärts läuft, aber von der Quelle sich entfernt. (Zu Ps. 66, 6.)

Dort (in der Ewigkeit) stehen die Jahre, hier gehen sie vorüber, ja, gehen sie unter; denn ehe sie kommen, sind sie nicht; wenn sie aber gekommen sein werden, so werden sie nicht mehr sein, weil sie zugleich mit ihrem Ende kommen. (Vom Gottesstaat. B. 17. C. 4.)

Was ist die Zeit? Wer kann dies leicht und kurz erklären? Was wird Gewohnteres und Bekannteres im Reden erwähnt, als die Zeit? Und in

der That wissen wir's, wenn wir dieses Wort aussprechen, wir wissen es auch, wenn wir einen Anderen davon reden hören. Was ist also die Zeit? Wenn mich niemand fragt, so weiß ich's; wenn ich's einem Fragenden erklären will, weiß ich's nicht; mit Zuversicht sage ich jedoch, daß ich weiß, es würde keine vergangene Zeit geben, wenn nichts verginge, und es würde keine zukünftige Zeit geben, wenn nichts herzukäme, und es würde keine gegenwärtige Zeit geben, wenn es nichts gäbe. Wie sind also jene zwei Zeiten, die vergangene und zukünftige, wenn die vergangene nicht (mehr) ist und die zukünftige noch nicht ist? Die gegenwärtige aber, wenn sie immer gegenwärtig wäre und nicht in die Vergangenheit überginge, wäre nun keine Zeit, sondern Ewigkeit. Wenn es also daher kommt, daß die Gegenwart Zeit ist, weil sie in die Vergangenheit übergeht, wie sagen wir von dem, daß es sei, was darum ist, weil es nicht sein wird, so daß wir nicht der Wahrheit gemäß sagen, es sei Zeit, außer weil es darauf angelegt ist, nicht zu sein?" (Bekenntnisse. B. 11. C. 14.)

Literarisches.

Luther and the Swiss. A lecture . . . by Gerhard Uhlhorn, D.D.
Translated from the German by G. F. Krotel, D. D. Philadelphia, Lutheran Bookstore. 1876.

Herr Dr. Krotel hat diesen von Dr. Uhlhorn im Evangelischen Verein zu Hannover gehaltenen Vortrag in's Englische übersetzt, weil er einen Gegenstand „überaus tüchtig und zufriedenstellend“ behandelt, „der zu dieser Zeit die Aufmerksamkeit der evang.-lutherischen Kirche besonders in Anspruch nimmt“. Wer den laien Standpunct des Uebersetzers kennt, kann schon im Voraus sich denken, welcher Art der von ihm belobte Vortrag Dr. Uhlhorn's ist. Und schon ein flüchtiger Blick in denselben wird ihn bald überzeugen, daß das kein lutherischer Vortrag ist. Heben wir einige Stellen heraus. Dr. Uhlhorn sagt unter Anderem: „Also keine Union? fragen Sie. Ist denn in den 300 Jahren, seit jene Trennung eingetreten, nichts anders geworden? Stehen wir noch ganz da, wo unsere Väter standen, als sie, um die Reinheit ihres Glaubens zu wahren, zwischen sich und die Schwesterkirche die Scheidewand aufrichteten?“ Hiernach steht also Dr. Uhlhorn nicht, wo unsere Väter standen. Er gibt diesen unsern Vätern Schuld, daß sie die Scheidewand aufgerichtet hätten, da doch die Schuld der Scheidung nie auf Seiten derer sein kann, die beim Wort bleiben. Er betrachtet die reformirte Gemeinschaft als eine Schwesterkirche, während sie doch, sofern sie von der Wahrheit des göttlichen Wortes abweicht, nicht eine Kirche, sondern eine Secte, eine Rotte, ein Ketzehause ist, und nur insofern den Namen „Kirche“ trägt, als noch um übriger Stücke des Wortes Gottes willen Gläubige unter ihr gefunden werden, die uns aber unbekannt sind, denen wir daher die

Bruderhand nicht reichen, mit denen wir keine Gemeinschaft halten können. „Ja!“ ruft Dr. Uhlhorn aus, „es ist vieles anders geworden in den 300 Jahren. Um es Ihnen zu zeigen, will ich nur fragen, ob noch Jemand unter Ihnen, auch der entschiedenste Lutheraner, es wagen wird, mit Luther zu sagen: die Reformirten sind des Teufels?“ — O ja, sagen wir, noch tausende und aber tausende, alle entschiedenen Lutheraner, die für die Ehre Gottes und seines Wortes eifern, wagen es, also mit Luther zu reden, aber eben nur auch in dem Sinne Luthers. Luther aber hat dies nicht, wie es Dr. Uhlhorn einseitig darstellt, geredet von allen, die Zwingli folgten, sondern von Zwingli selbst und seinen Genossen, nicht von den armen Verführten, sondern von den Verführern und halsstarrigen Lasterern der Wahrheit. Endlich, um noch Eins zu erwähnen, erklärt sich Dr. Uhlhorn für einen Freund der Union, wenn man darunter „diese andere Stellung zur reformirten Kirche“ versteht, da man die Reformirten „als christliche Brüder“ ansieht, sich zu ihnen hält und von ihnen lernt. Wie solche Leute sich noch Lutheraner nennen können, ist unbegreiflich. Daß von solchem Standpunct aus das Verhältniß Luthers zu den Schweizern nicht rein dargestellt worden ist, kann sich der Leser wohl denken. G.

Genuine vs. spurious revivals. A tract by Rev. G. H. Trabert.
 . . . With an introduction by Rev. H. E. Jacobs, A. M. . . .
 Philadelphia. Lutheran Bookstore.

In dem vorliegenden Pamphlet hören wir eine Stimme aus der Pennsylvanischen Synode gegen einen hier zu Lande herrschenden Greuel, die sogenannten revivals der Schwärmer. Und billig freuen wir uns, wenn immer mehr und mehr solcher Stimmen laut werden. Leid thut es uns, bemerken zu müssen, daß nicht alle Waffen, die der Herr Verfasser anwendet, die Sache treffen. Ganz richtig ist, daß er als Gründe gegen die revivals der Schwärmer anführt, daß sie dabei menschliche Maßregeln im Gegensatz zu den von Gott geordneten Gnadenmitteln anwenden, daß sie Gottes Wort nur theilweise annehmen, nämlich dafür halten, die heilige Schrift enthalte bloß Gottes Wort, sei aber nicht Gottes Wort, und daß sie nur eine in der Phantasie existirende Gefühlsreligion im Auge haben. Dagegen ist nicht zutreffend, daß er als ersten Grund gegen diese schwärmerischen Sachen anführt, sie würden „in den meisten Fällen neben der Kirche, anstatt in derselben“, getrieben. Er sagt: „Sie erkennen nicht an, daß wir durch die Kirche allein, als eine göttliche Anstalt, unsers Heils versichert werden können.“ Er verwechselt hier sichtbare und unsichtbare Kirche. Außer letzterer nur ist kein Heil. Daß z. B. Moody und Sankey nicht für eine bestimmte Kirche (etwa für die Methodistengemeinschaft) wirken und ihre sogenannten Bekehrten nicht an eine solche weisen, sondern ihr Befehrungsgeschäft im Allgemeinen treiben, macht ihre Schwärmerei an sich nicht verwerflich. Und

überdies — wirken ja diese nicht außerhalb der Kirche, außerhalb der Christenheit, außer welcher kein Heil ist, sondern leider! in derselben. Denn allenthalben, wo die Taufe nach Christi Einsetzung verwaltet wird, öffnen sich, wie Gerhard sagt, die Pforten der Kirche. G.

The Church of the Reformation, the typically-prophesied second temple of the new Covenant. A sermon delivered — by Rev. Prof. C. F. W. Walther. Translated by Rev. E. L. S. Tressel, Pastor of St. Peter's Evang. Lutheran Church, Baltimore. 1876.

Je weniger es gute Predigten in englischer Sprache gibt, um so mehr sollten die wenigen vorhandenen verbreitet werden. Hier wird dem Leser eine solche geboten. G.

Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Unter Mitwirkung vieler protestantischer Theologen und Gelehrten in zweiter durchgängig verbesserter Auflage herausgegeben von Dr. J. J. Herzog und Dr. G. L. Plitt, ordentlichen Professoren der Theologie an der Universität Erlangen. 1. Heft. Leipzig 1876. J. C. Hinrichs. Gr. 8.

Es ist unleugbar, daß eine gute theologische Real-Encyclopädie für solche, die sie recht zu gebrauchen im Stande sind, von großem Nutzen sein kann. Denn man kommt oft genug in die Lage, über Personen, Sachen, Daten zc. schneller Auskunft zu bedürfen, die man sich, ohne im Besitz eines zum Nachschlagen eingerichteten Werkes zu sein, welches alle theologischen Disciplinen umfaßt und den Anforderungen der Gegenwart genügt, meist erst nach mühsamen und zeitraubenden Forschen in den betreffenden Quellen erwerben kann. Eine von rechtgläubigen Theologen verfaßte oder redigirte eigentliche Encyclopädie „für protestantische Theologie und Kirche“ existirt leider nicht. Meint man daher, ein solches Werk für seine Studien nicht entbehren zu können, so wird nichts übrig bleiben, als zu dem oben angezeigten zu greifen, das jetzt in zweiter Auflage erscheint. Soweit das uns vorliegende 1. Heft derselben ein Urtheil über das Ganze zuläßt, ist die neue Ausgabe eine völlige Umarbeitung der ersten. Mit sehr wenigen Ausnahmen haben die diversen Artikel neue Bearbeitung und Bearbeiter gefunden. Ob die vorgenommenen Aenderungen immer wirkliche Verbesserungen seien, wollen und können wir hier nicht untersuchen. Unsere Pflicht ist nur die, dringend zu vorsichtigem Gebrauche des Buches zu rathen. Es ist ja eine längst gemachte traurige Erfahrung, daß die sogenannte theologische Wissenschaft der Neueren eine trübe Mischung von Wahrheit und Unwahrheit und deren vielgepriesene Wissenschaftlichkeit im Grunde nichts ist als die bodenloseste Subjectivität. So auch in Herzog-Plitt's Real-Encyclopädie. Abgesehen von den dogmatischen Arbeiten in derselben, die mit sehr wenigen Ausnahmen

völlig ungenießbar sind (vergl. den Artikel „Abendmahl“, der eine doppelte Bearbeitung, von lutherischem sowohl als von reformirtem, also von unionistischem Standpunct aus, gefunden hat), so ist auch das über kirchengeschichtliche Personen und Begebenheiten (vergl. den Artikel „Abälard“) abgegebene Urtheil mit äußerst kritischem Auge anzusehen. Das Urtheil ist von der theologischen Grundanschauung des Autors abhängig. Ist diese verkehrt, so muß auch das Urtheil trotz aller scheinbaren Objectivität schief sein. Objectiv ist nur der rechtläubige Gottesgelehrte; denn dieser legt an Personen und Sachen stets den Maßstab des göttlichen Wortes. Diesen untrüglichen Maßstab lege man daher auch an Herzog's Encyclopädie, dann, aber auch nur dann, kann man Nutzen von derselben haben. Zu ihrer richtigen Beurtheilung und Benutzung ist somit eine gründliche Erkenntniß der heilsamen Lehre nach allen Seiten hin erforderlich. Das Gift der falschen Lehre wird von den Neueren häufig fein überzuckert vorgesetzt. Es ist oft lieblich zu nehmen, aber es richtet in der Seele unsägliches Elend an. Wem daher sein Gewissen nicht das Zeugniß gibt, daß er durch Gottes Gnade so nach allen Seiten hin gewappnet ist, daß die falsche Lehre, in welcher Gestalt sie auch nahen möge, bei ihm überall verschlossene Thüren findet: den bitten wir dringend, von dem Gebrauch des Herzog'schen Werkes lieber abzusehen. Durch Schaden wird man klug; aber klüger ist's, dem Schaden aus dem Wege zu gehen. Dieselbe Bitte aber erlauben wir uns auch an solche zu richten, welche durch Anschaffung der genannten Encyclopädie, die immerhin eine bedeutende Geldsumme in Anspruch nimmt, in die Lage kommen würden, andere wichtigere Bücher, namentlich solche, die, von unsern gottseligen Vätern verfaßt, das Gold der reinen Lehre, wenn auch in rauher Hülle enthalten, entbehren zu müssen. Wer Gelegenheit dazu hat, der lese einmal nach, was in den ersten Jahrgängen von „Lehre und Wehre“ über die „Americanisch-lutherische Pfarrersbibliothek“ gesagt ist. —

Obiges Werk wird in 150 Hefen = 15 Bänden erscheinen und soll in 7—8 Jahren vollendet sein. Außerlich ist es vorzüglich ausgestattet.

In der Pilgerbuchhandlung in Reading, Pa., ist das Heft @ 60 Cents zu haben. E. W. R.

1. Clementis Romani ad Corinthios quae dicuntur epistulae.

Textum ad fidem codicum et Alexandrini et Constantinopolitani nuper inventi recensuerunt et illustraverunt Oscar de Gebhardt. Adolfus Harnack. (Patrum apostolicorum opera. Fasc. I. Part. I. Ed. II.)

2. Ignatii et Polycarpi epistulae martyria fragmenta rec. et ill. Theodorus Zahn. (Pat. apost. op. fasc. II.) — Utrumque opus Lipsiae. J. C. Hinrichs. 1876. 8.

Zwar ist das Studium der Väter der erneuerten Kirche, vor Allen Luther's, das dem lutherischen Theologen nächstliegende und nothwendigste; in zweiter Linie aber sollte sich dieser auch mit der eigentlich so genannten

Patristik, mit den Werken der Väter der alten Kirche so viel wie immer möglich bekannt zu machen suchen. Freilich wird dies Studium bei den mancherlei Ansprüchen, die an die Zeit des americanisch-lutherischen Pfarrers von allen Seiten gemacht werden, jedenfalls ein auf die patristischen Hauptwerke beschränktes bleiben müssen. Die Confessionen Augustin's etwa ausgenommen, kennen wir aber unter diesen keines, das wir in den Bibliotheken unserer geehrten theologisch gebildeten Leser lieber sehen möchten, als die Schriften der sogenannten apostolischen Väter, — bekanntlich die Bezeichnung für eine Anzahl unmittelbar nach der heiligen Apostel Zeit lebender kirchlicher Schriftsteller, von denen Reden, Briefe u. theils vollständig, theils fragmentarisch auf uns gekommen sind. Als Denkmäler der ältesten christlichen Literatur nach Abschluß des Canons sind diese, hie und da für neutestamentliche Apocryphen ausgegebenen Schriften in kirchenhistorischer, archäologischer, dogmatischer und ethischer Beziehung von hochbedeutendem Werthe. Von älteren Editionen derselben dürfte die von Hefele besorgte, seiner Zeit in „Lehre und Wehre“ (Band III, S. 309. f.) warm empfohlene Ausgabe die beste und in unsern Kreisen bekannteste sein. Immerhin jedoch hat es für den lutherischen Theologen (wenn es erlaubt ist, von unserer Wenigkeit auf Andere zu schließen!) etwas Störendes, bei seiner Lectüre auf den Commentar eines Katholiken angewiesen sein zu müssen. Einem Papisten, wenn er auch, wie Hefele, eine gewisse wissenschaftliche Objectivität nicht vermissen läßt, trauen wir offen gestanden doch nicht ganz. Wir freuen uns daher, unsere geehrten Leser hier auf eine neue Ausgabe der apostolischen Väter aufmerksam machen zu können, die nicht nur Protestanten zu Herausgebern und Commentatoren hat, sondern auch, soweit dies bei der modernen Kritik überhaupt möglich ist, den Anforderungen, die man billiger Weise stellen kann, nach unserer unmaßgeblichen Meinung wohl entspricht. Uebrigens läßt die Bezeichnung derselben als *editio post Dresselianam alteram* darauf schließen, daß die neuen Herausgeber (v. Gebhardt, Harnack, Zahn) die im Jahre 1857 in 2. Auflage erschienene Ausgabe der apostolischen Väter von Albert Dressel der ihrigen zu Grunde gelegt haben.

Von der verehrlichen Pilgerbuchhandlung in Reading, Pa., uns zugesandt, liegen uns die beiden sogenannten Briefe des Clemens (LXXV und 158 Seiten) und die Briefe, Martyrien und Fragmente des Ignatius und Polykarpus (LVI und 403 Seiten) zur Anzeige respective Beurtheilung vor.

Der Ausgabe des Clemens Romanus, über die wir heute zu referiren haben, gehen sehr eingehende Prolegomenen voraus. In diesen wird zunächst von den Codices, aus denen die vorliegende Ausgabe construirt ist, wie von dem Verhältniß derselben zu den früheren Editionen gehandelt, deren genaues Verzeichniß nebst Angabe der erschienenen Uebersetzungen und Dissertationen über die Elementinen im zweiten Abschnitt enthalten ist. Die folgenden Paragraphen ergehen sich über die Geschichte, über Inhalt und Scopus, Integrität und Verhältniß zur heiligen Schrift, über die Zeit der

Entstehung und den Verfasser des ersten Briefes und stellen sodann die That-
sache fest, daß die zweite sogenannte Epistel eigentlich eine Homilie ist, deren
Verfasser, ein unbekannter römischer Christ, dieselbe zu irgend einer Zeit
innerhalb der Jahre 130—160 zu Rom gehalten hat, und daß daher Cle-
mens irrthümlich für den Verfasser ausgegeben wird. Eine Fülle höchst
interessanter Materien wird auf diese Weise in den Prolegomenen abgehandelt.
Ob freilich alle Resultate der angestellten gelehrten Untersuchungen stichhaltig
seien, wagen wir selbstverständlich nicht zu entscheiden und können wir hier
nicht erörtern, mögen aber nicht verschweigen, daß wir die Behauptung,
Clemens habe die Evangelien nicht gelesen, auf keinen Fall unterschreiben
können. Jedenfalls aber liegt hier eine gründliche, gediegene Arbeit vor, die
Kennern und Freunden der Patristik, die gewohnt sind, cum grano salis zu
lesen, viele dankenswerthe Winke und Aufschlüsse bieten wird.

Dem sodann folgenden Texte des Clemens steht eine nach unserm Urtheil
ganz vortreffliche lateinische Uebersetzung gegenüber. Der Commentar ist
durchaus brauchbar. Nicht nur ist stets auf die Beziehung der „Briefe“
zur heiligen Schrift aufmerksam gemacht worden, und zwar in sachlicher, wie
in sprachlicher Hinsicht; nicht nur sind ferner alle formellen und materiellen
Schwierigkeiten gelöst, und archäologische, historische u. Fragen erörtert,
sondern es sind auch viele Excerpte aus den Vätern und aus der übrigen
einschlägigen Literatur beigegeben worden, wodurch die Ausgabe besonders
werthvoll wird. Zwar billigen wir nicht alles, was in dem Commentar ge-
boten wird (z. B. die Behauptung, I, 36, 3.: „ὁ ποιῶν τοὺς ἀγγέλους“ be-
ziehe sich nicht auf Christum, denn „non Christus, sed Deus est, qui facit
angelos spiritus“ [S. 60]), wie sich das bei den Arbeiten neuerer Theo-
logen leider von selbst versteht; aber dergleichen mißliebige Dinge kann der
lutherische Leser leicht selbst corrigiren. Ein index locorum Scripturae
und vocabulorum erhöht die Brauchbarkeit dieser auch typographisch elegant
ausgestatteten Ausgabe.

Eine Besprechung des zweiten, oben angezeigten, übrigens nach denselben
Grundsätzen bearbeiteten und gleich schön ausgestatteten Werkes behalten
wir uns, wenn Zeit und Raum es erlauben, für eine spätere Nummer vor.

Selbstverständlich nimmt auch die Synodalsbuchhandlung Bestellungen
entgegen.

E. W. R.

Der Widerchrist im Lichte heiliger Schrift. Ein Versuch von H. R. G. Ebel. Berlin 1875.

Dieses Schriftchen gehört ohne Zweifel unter die, von welchen man
schlechterdings nicht absehen kann, warum sie eigentlich gedruckt worden sind.
Verwirrteres Zeug wird man in Betreff dieser Frage von einem, der
nur Theolog sein will, wohl kaum zu lesen bekommen. Zum Beleg sei
Einiges aus dem Inhalt mitgetheilt: „Der Widerchrist, eine menschliche
Erscheinung, zeigt sich im Lichte der heiligen Schrift überall, wo man es

unterläßt, kluge und thörichte Seelen, treue und untreue Knechte, zu unterscheiden. . . . Der Widerchrist predigt den Christus für uns, will aber den Christus in uns mit der That nicht bekennen. . . . Was das Offenbarwerden und den endlichen Untergang des Widerchristes betrifft, so treten . . . besonders drei Momente hervor: I. Die Ausscheidung aller thörichten und untreuen Gläubigen von den treuen und klugen Seelen.“ . . . Wenn die Erscheinung des Herrn „erfolgt, wird die Gemeinde Gottes . . . gen Himmel erhoben, das Widerchristenthum aber auf der Erde zurückgelassen werden. . . . II. Die Ausreise des Widerchristes zum Gericht . . . bis zu seinem Untergange ist die Frist aber nur noch kurz. Während dieser Stunde werden aber . . . alle möglichen Mittel zur Buße erschöpft; freilich . . . ohne Erfolg. Doch kommt der Mensch der Sünde nach allen drei wesentlichen Beziehungen als widerchristliches Staats-, Propheten- und Kirchenthum endlich ganz an den Tag und reißt somit aus zur III. Vollstreckung der gerechten Gerichte Gottes. . . . Zuerst empfängt die widerchristliche Kirche, dann das widerchristliche Staats- und Prophetenthum . . . den verdienten Lohn.“ Doch genug des Unsinns.

G.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Der „Lutheran Observer“ bringt in seinen literarischen Notizen auch die Recension eines Buches, betitelt: „Jehovah — Jesus; die Einheit Gottes, die wahre Dreieinigkeit.“ Von dem Buch wird gesagt: „Es beseitigt einige Einwände gegen die Lehre und das Geheimniß der Dreieinigkeit, wie dasselbe in dem Athanasianischen Bekenntniß dargelegt wird, indem es die ewige Sohnschaft Christi und den Ausdruck ‚Person‘, wie er vom Heiligen Geist gebraucht wird, als ob er von Gott dem Vater unterschieden wäre, ausschließt. . . . Er (der Verfasser) faßt das Resultat seiner Schriftforschung in Bezug auf diesen Gegenstand in der Erklärung zusammen, daß dieselbe (die Schrift) lehre, daß . . . diese (Gott der Vater, Gott der Erlöser, Gott der Heiligmacher und Tröster) verschiedene Namen für dieselbe göttliche Person, nicht in irgend einem Sinne drei Personen seien.“ Trotzdem sagt der Editor des „Observer“, das Buch sei eine „interessante Erörterung“ u., sei ein „werthvoller und anregender Beitrag zur Erörterung eines überaus schweren Gegenstandes“. — So kann nur ein ganz gewissenloser Mensch schreiben.

G.

Der Editor des „American Lutheran“ sagt seinen Lesern, Professor Walther erkläre in der von Pastor Dressel übersetzten Reformationspredigt, daß alle, die sich von der lutherischen Kirche trennen, als Reßer verloren seien. Das ist eine schändliche Lüge. Denn in der Predigt heißt es unter Anderem: „Diesenigen, welche sich wesentlich und muthwillig an eine falschgläubige Kirche anschließen oder in ihr bleiben, fallen dadurch als muthwillige Sünder aus Gottes Gnade und sind so weder Glieder der unsichtbaren, noch wahre Glieder der wahren sichtbaren Kirche Jesu Christi. . . . Wehe dem, welcher überzeugt ist, daß die evang.-lutherische Kirche auf dem rechten Grund der Lehre der Apostel und Propheten steht und sie dennoch verläßt!“ — Doch von solchen Leuten, wie der Editor des „American Lutheran“, läßt sich nichts anderes er-

warten. Solche trifft Paul Gerhards Wort: „Hüte dich ja vor den Synkretisten“ (Glaubensmengern), „denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu.“ G.

Pastor S. R. Broß ist am 23. v. Monats in einem Alter von 54 Jahren, 1 Monat und 7 Tagen an der Auszehrung gestorben. Das Begräbniß fand am 28. desselben Monats statt.

Methodistische Uneinigkeit. Der Editor des südlichen Methodistensblattes „Familienfreund“ schreibt: „Wir hatten geglaubt, daß die Mißhelligkeiten zwischen unserer und der nördlichen Methodistengemeinde beseitigt wären. Die Cape May Commission (vergl. „Lehre und Wehre“ October S. 313) zerhieb den gordischen Knoten eingewurzelter Wirren und rieth ernstlich zum Frieden. Wie zwei Schwesternkirchen sollten die nördliche und unsere Kirche nebeneinander arbeiten: die eine sollte die andere im Missionseifer, im Fleiß für Christi Reichs Sache zu überflügeln suchen. . . Wir versprachen uns, daß nun auch unter besagten zwei Kirchen die goldene Regel befolgt werde — daß Bruderliebe und Fraternitätsinn chronische Vorurtheile und fernere Proselytenmacherei aufheben würde. Was unsere amerikanischen Brüder angeht, gingen unsere Erwartungen einigermaßen in Erfüllung. . . Anders ist es unter den Deutschen. . . Warum nun fährt der „Christliche Apologete“ fort, Disintegration und Absorption zu predigen? . . Die amerikanischen Brüder der nördlichen Kirche haben ihre Disintegrationsgelüste so ziemlich unterdrückt; der Fraternitätsinn greift durch. Wir Deutschen jedoch, wie es scheint, haben auch ferner noch von unbrüderlichen Uebergriffen und Anfeindungen zu leiden. . . Wenn wir nicht sehr irren, so befolgt der „Christliche Apologete“, Fraternität ungeachtet, immer noch den seit zwölf Jahren eingeführten Plan, unser deutsches Werk zu zerreißen. Die angedeuteten Verdächtigungen scheinen berechnet zu sein, unsere amerikanischen Brüder mit Argwohn gegen uns zu erfüllen.“ — Es ist erschrecklich, daß ein Methodist, wie Dr. Mast, in seiner eigenen Gemeinschaft geistlich Unfrieden aussät, der fort und fort es verurtheilt, wenn rechtgläubige Lutheraner mit Falschgläubigen nicht Frieden schließen wollen. O Heuchelei! — Ein anderes methodistisches Blatt, der „Fröhliche Botschafter“, berichtet unter der Ueberschrift: „Uneinigkeit im eignen Hause“ Folgendes: „Der Editor des ‚Evangelical Messenger‘ und der Editor der ‚Living Epistle‘, beides Blätter der Evangelischen Gemeinschaft, das letzte ein Magazin für schriftmäßige Heiligung, haben sich kürzlich einander in den Haaren gelegen. Der Editor des ‚Messenger‘ griff den der ‚Epistle‘ an wegen seiner Lehre der Heiligung, und dieser wehrte sich natürlich und hat das Beste davon.“

Neue Kirchensprache. Im „Fröhlichen Botschafter“ finden wir folgenden Ausspruch: „Wir überkommen“ (überwinden) „diese Uebel“ (Ersucht und Eigensinn) „dadurch, daß wir den alten Menschen, ob bei jungen oder alten Leuten gefunden, anleiten, Heiligung zu suchen. Das . . . ändert den Ehrgeizler.“

„Wo mich der Herr bestimmt hat.“ Unter dieser Ueberschrift findet sich im „Fröhlichen Botschafter“ das Geständniß eines Vereinigten Bruders, der an die Göttlichkeit seines Berufes durch die Conferenz nicht glauben kann. Dasselbe lautet: Wo mich der Herr bestimmt hat. So schreibt Bruder Heinrich Frank im Botschafter vom 21. November in einem Reisebericht u. s. w. von seiner Heimath in Cincinnati aus, auf sein von dem „Herrn bestimmtes“ Arbeitsfeld. Meine Absicht ist nicht, Bruder Frank zu „tadeln“, aber der Ausdruck ist zu mir merkwürdig und bedenklich; nicht nur deshalb, weil Bruder Frank ihn machte, aber weil er oft gemacht wird, bald nach der jährlichen Conferenz, und Gott vielleicht nichts davon weiß. Ich sage vielleicht! denn ich bin etwas ungläubig. Ich glaube nicht, daß der „Herr es jedesmal so bestimmt“. Ich glaube, daß die Committee zuweilen ihre eigene Weisheit gebraucht. Es wundert mich, ob der „Herr bestimmt“, wenn es auf folgende Weise geht, wie es ohne allen Zweifel schon gegangen ist.

J. B., hier ist ein Bruder, der sagt: wenn ihr mir das ober jenes Feld gebt, laß ich mich gebrauchen, denn ich kann nicht von heim ziehen u. s. w. — Die Committee gibt ihm seine Wahl. Wer hat bestimmt? Wiederum hier ist — Station zu besetzen, der Bischof fragt vielleicht: wer soll auf — Station? Ein Bruder schlägt den Namen von Br. — vor, ein anderer unterstützt den Vorschlag, er ist ein schicklicher Mann für diese Station, so wie auch ein tüchtiger Prediger, aber er ist nicht so günstig gegen eine gewisse Versicherungs-Gesellschaft in jener Stadt und zwei von der Committee sind Beamte von jener Gesellschaft, die gebrauchen ihren Einfluß gegen diesen Bruder, und die ganze Committee mit Bischof und all gibt nach. Der Vorschlag wird verworfen, und unser Bruder wird auf eine Mission an die äußerste Grenzen des Conferenz-Districts „bestimmt“ und mußte also anstatt sieben, ungefähr siebenzig Meilen ziehen, „seht“, sagt eins von diesen Beamten, „mag er bloßen, dert drunten kann er uns kein Schade du.“ Wer hat „bestimmt“, der „Herr“ oder die Versicherungs-Gesellschaft? Ein anderer Fall. — Jetzt ist ein gewisser Local-Prediger auf der Stations-Committee, der hat nicht viel zu sagen, bis der Bezirk, worauf er wohnt, vorkommt. Jetzt wird es ihm auf einmal wichtig, tiefe Seufzer steigen empor, er sucht der Committee die Sache sehr wichtig zu machen, der Bruder — war jetzt ein Jahr auf unserm Bezirk, er predigt gut, es ist nichts besonders einzuwenden gegen ihn, aber! aber!! ja das große „Aber“. Die Thatsache ist, er hat rechtmäßiger Weise, wenn er ehrlich sein will, nichts einzuwenden, als nur, er ist nicht sein Mann, und folglich das Aber! Er sagt der Committee, daß Bruder „so und so“ ist der Mann, den sie haben müssen auf ihrem Bezirk, und ohne Rücksicht auf irgend etwas sonst, gibt die Committee ihm „seinen Mann!“ Wer hat „bestimmt“, der „Herr“ oder der Local-Prediger? Wahrlich, wenn der Herr alles „bestimmt“, so muß man mit dem Apostel Röm. 11, 33. ausrufen: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“

Prediger ohne Gemeinden. Der „Fröhliche Botschafter“ berichtet: Das „Presbyterian Journal“ sagt: „Die Zahl der Prediger unter uns welche ohne Gemeinde ist, erregt Bedenken. Unstre Statistikk zeigt, daß 2000 Prediger ohne Gemeinde sind. Eine Ursache hiervon ist die Zeit, worin wir leben. Die Leute wollen ‚Stern-Prediger‘ (berühmte, hochgelehrte) haben, solche, welche schön predigen können, junge schöne Männer. Alte Männer, welche fünfzig Jahre alt sind und drüber, werden zurückgesetzt trotz ihrer größeren Erfahrung.“ Die Presbyterianer lassen versprechende junge Männer frei studieren, und das ist die Ursache, warum sie so viel überflüssige Prediger haben. Vor diesen studirten Jünglingen müssen dann die alten Prediger, die nicht auf Hochschulen studirten, weichen. Auch die Methodisten haben mehr Prediger als Gemeinden, und die studirten Jünglinge können nicht alle Gemeinden bekommen. Ihre Hochschulen liefern ihnen auch mehr Prediger, als sie nöthig haben.

Ungiltigerklärung einer Ehescheidung. Manche Pastoren meinen, wenn auch nur ein Theil eines Ehepaares die Ehescheidung durchgesetzt habe, so sei die Sache damit auch immer entschieden und beide Theile aller ihrer gegenseitigen Pflichten und Rechte unwiderruflich entbunden und verlustig. Dem ist aber nicht so. Höhere Gerichte können die durch untere Gerichte vollzogene Scheidung umstoßen. Jüngst kam ein solcher Fall hier in Missouri vor. Es ist nemlich vom hiesigen Appellationsgericht eine Ehescheidung, die das Circuitgericht hier am 26. Januar 1874 ausgesprochen hatte, für null und nichtig erklärt worden. Die ursprüngliche Klage auf Scheidung hatte ein Mühlenbesitzer in Chester, Illinois, im Juni 1873 anhängig gemacht und verlangt, daß das Gericht ihn von seiner Frau scheide, die er im Jahre 1868 in New York geheirathet hatte. Vier Wochen blieb — so hieß es in der Klageschrift — das junge Paar beisammen, dann wandte er sich westwärts, während sie im Osten blieb. Seit der Zeit hatte er seine Frau nicht mehr wiedergesehen, er behauptete aber, ihr geschrieben und Geld gesendet zu haben, daß sie aber ihm niemals geantwortet und sich, trotz seiner wiederholten Aufforderung, ge-

weigert habe, nach dem Westen und zu ihm zu kommen. Die Hauptangaben, auf welche der Mann sein Gesuch um Bewilligung der Scheidung begründete, waren: daß seine Gattin sich länger als ein Jahr von ihm getrennt und daß sie die eheliche Treue verletzt habe. Ein von New York gekommener gewisser W. beschwor, daß er die Frau in New York in Gesellschaft von anderen Männern zu später Nachtstunde auf den Straßen, in Theatern und anderen Vergnügungsorten, ja sogar in einem schlechten Hause betroffen habe. Nachdem der Mann, wie bemerkt, am 25. Januar 1874 das Scheidungsdekret erhalten hatte, erschien die Frau im Jahre darauf bei Gericht und trug auf Umstoßung dieses Urtheils an, diesen ihren Antrag wohl begründend; sie gab an, daß sie niemals eine Ahnung vom Aufenthaltsort ihres Mannes gehabt, niemals Geld von ihm erhalten, niemals Umgang mit anderen Männern, oder Kenntniß vom Vorhandensein des Zeugen W. gehabt habe, und daß sie vier Jahre hindurch sich im Bassar-College aufgehalten habe. Der Proceß, den die Frau anstrebte, um die Entscheidung des Circuitgerichts umgestoßen zu sehen, ging an das Obergericht, das ihn an das Appellgericht verwies und dies hat am 15. November v. J. entschieden, daß das Scheidungsdekret ein werthloses Stück Papier sei und daß das Circuitgericht, sobald ihm die Einwendungen gegen das Erkenntniß unterbreitet wurden, die Pflicht gehabt hätte, dasselbe zu widerrufen. Und zwar geschah dies, trotzdem daß der Geschiedene sich auf Grund des erhaltenen Scheidungsdecretes bereits anderweitig verheirathet hatte. W.

II. Ausland.

Alt-lutherische Dogmatik. Rector Dr. Schulze hat eine „Ev.-lutherische Dogmatik des 17. Jahrhunderts populär dargestellt“ herausgegeben (Hannover, 1875, bei Hahn). Was die Absicht des Herrn Verfassers betrifft, Studenten der Theologie mit seiner Arbeit zu dienen, so sagt Raftan in Schürer's „theologischer Literaturzeitung“ wohl nicht mit Unrecht: „Studenten wenden ihre Zeit besser an, wenn sie sich aus Baier's Compendium eine eigene Anschauung von der alten Dogmatik verschaffen.“

Sachsen. Die Dorfkirchenzeitung schreibt: „Im Königreich Sachsen tagt eben die Synode, auf die manche mit Hoffnung und Vertrauen warteten. Wie sehr sie das rechtfertigen wird, hat sie bald im Anfang gezeigt. In ihrem Schooße sitzt mit allen Ehren der sehr entschiedene Dresdner Lichtfreund Pastor Dr. Sulze. Gegen dessen Mitgliedschaft legte ein Lutheraner, Assessor Franke aus Potschappel, Protest ein, aber wie zu erwarten war, ohne Frucht.“

Sachsen. Ihren Bericht von den Verhandlungen der im October v. J. versammelt gewesenen Sächsischen Landessynode beschließt Luthardt's Kirchenzeitung vom 17. November v. J. mit den Worten: „So scheint denn der Abschluß dieser Synode zu der Hoffnung zu berechtigen, daß die Krisis, in welcher die Landeskirche sich befand, wohl überstanden ist, und auch Grundsteine für ihren Weiterbau gelegt worden sind.“ Dieses Urtheil hat nach dem, was über die Verhandlungen officiell und unofficiell veröffentlicht worden ist, nur dann einen Sinn, wenn damit gesagt sein soll, daß die Landeskirche nun glücklich der Gefahr entronnen ist, je wieder lutherisch zu werden, und nun die ersten Grundsteine zu einer allgemeinen Nationalkirche gelegt sind, deren kurzes Symbol ist: „Wir glauben all' an Einen Gott, Christ, Jude, Türk' und Hottentott“, die die Sulzes, Binkaus und Seydels als ihre Gründer und die Luthardts, Ahlfelds, Meurers und Andere als deren Gehilfen verehrt. Es erfüllt sich jetzt in Sachsen, was Hesek. 13, 10—15. 22, 24—31. geschrieben steht. W.

Sächsische Landessynode. Selbst der Püiger aus Sachsen schreibt über dieselbe: „Besteht die Aufgabe der Synode darin, daß sie der Mund der Kirche sei, demnach auf die vorliegenden Fragen mit dem Wort aus Gottes Mund und in Uebereinstimmung mit

dem, was die Kirche sonst schon bekannt und zur gemeinsamen Grundlage ihres Lehrens und Handelns gemacht hat, eine klare und unzweideutige Antwort gebe und derselben entsprechend solche Beschlüsse fasse, welche geeignet sind, der vorhandenen kirchlichen Strömung, freilich nicht der antikirchlichen zugleich, das richtige Flussbett anzuweisen, damit sie weder im Sande versickern, noch auch eigenmächtig sich ihre Bahn selbst suchen müsse, dann — wir gestehen es offen — hat die Synode ihre Aufgabe nicht erfüllt, wenigstens nicht vollkommen.“ Gibt der „Pölgler“ so viel schon öffentlich zu, wie mag er sich erst heimlich seiner Synode schämen!

W.

Unter den sächsischen Lutheranern ist, wie wir aus einem von Pastor Große in Chemnitz herausgegebenen Blättlein ersehen, ein Streit über den Unterschied der Homologomena und Antilegomena ausgebrochen. Der Genannte will nemlich von einem Unterschiede zwischen diesen Büchern nichts wissen und hat sich in seinem Kampfe dagegen sein Schullehrer an ihn angeschlossen. In so guter Meinung Pastor Große für seine Ansicht, nur leider in sehr ungestümmter Weise, streiten mag, so liegt doch der Grund davon offenbar in Mangel an Erkenntniß. Wir hoffen zuversichtlich, daß dieser frühe Sturm das junge Bäumlein nicht zerfniden, sondern dazu dienen werde, daß es nur um so tiefer Wurzel schlage. Uebrigens hat Herr Pastor Große sein Amt an der Chemnitzer Gemeinde niedergelegt.

W.

Hannover. Munkel berichtet in seinem Neuen Zeitblatt vom 19. October v. J.: Das Besuch des Pastor Th. Harms und des Kirchenvorstandes zu Hermannsburg um Freigebung des alten Trauformulars ist von dem Cultusminister Falk abschlägig beschieden. Viele waren der Meinung, daß wenigstens Hermannsburg eine Ausnahmestellung würde gestattet werden, da die Fassung des Trauungsgesetzes mit seiner Hinterthür gerade durch Hermannsburg veranlaßt war. Auf eine richtige Beurtheilung der Verhältnisse gründete sich das freilich nicht. Nachdem nun Hermannsburg abschlägig beschieden ist, wird man sich selbst sagen können, wie es den übrigen sechs oder sieben Weigerern gehen wird. Das Consistorium hat in Göttingen für Superintendent Notholl eine „vorläufige“ Stellvertretung bei Trauungen angeordnet. Es handelt sich nun noch darum, ob der Minister auf diese Auskunft eingehen, und die Stellvertretung genehmigen wird. Wenn die Nachricht begründet ist, so hat einer der sieben Weigerer sein Amt niedergelegt, oder geht damit um. Auch Th. Harms wird sich vermuthlich auf seine Missionsanstalt zurückziehen, was schon länger seine Absicht gewesen sein soll. Dagegen ist die Separation aufgegeben. Für diejenigen Paare, welche sich des neuen Trauformulars weigern, will man eine Latentrauung einrichten, das heißt, sie sollen durch Nichtgeistliche nach dem alten Trauformular getraut werden, ähnlich wie es im Mittelalter war, ehe die Kirche die Trauung an sich nahm. Obgleich das jetzt keinen Sinn mehr hat, so geht man doch im Ernste mit dem Gedanken um.

Hannover. Folgendes lesen wir in der Allg. Kirchenz. vom 3. Nov. v. J.: In Dsnabrück ist nach dem Tode des Superintendenten Gruner (der rationalistische) Pastor Dr. Spiegel an St. Marien sofort vom Magistrat zum Stadtsuperintendenten ernannt, seine auf den 26. October anberaumte Einführung aber vom Landesconsistorium telegraphisch inhibirt worden. So hat also auch diese Wahl in Dsnabrück zu einem neuen Conflict geführt, da der Magistrat unter Berufung auf das von der Reformationszeit her datirende ununterbrochene Herkommen dagegen protestiren will. — Munkel berichtet in seinem „Zeitblatt“ vom 26. October v. J.: Der Gerichtshof für die kirchlichen Angelegenheiten hat über die Amtsentsetzung des Pastors Böcker zu Settmershausen bei Göttingen verhandelt. Derselbe hatte seine 28jährige Tochter, die ihm die Wirthschaft führte, in Folge eines Wortwechsels bei offenem Fenster mit Backenstreichen so tractirt, daß wegen entstandenen Aergernisses in der Gemeinde Anklage gegen ihn erhoben wurde. Das L.-Consistorium erkannte auf Amtsentlassung unter Bewilligung von jährlich

1800 Mark an den Beklagten. Böcker, welcher früher die Mißhandlung eine „wohlthätige geistliche Operation“ genannt hatte, legte dem Gerichtshof jetzt ein ärztliches Zeugniß vor, daß er bei starker geistiger Erregung für den Augenblick an Geistesstörung gelitten habe. Der Gerichtshof bestätigte indeß das Urtheil des L. - Consistoriums.

„Unirte Lutheraner“. Die Dorfkirchenzeitung schreibt: Die Camminer Conferenz der unirten „Lutheraner“ ist wiederum beisammen gewesen, und es hat ihnen gefallen, in Nachfolge der Breslauer Synode über Ehesachen zu beschließen, daß bössliche Verlassung fernerhin als Scheidungsgrund nicht mehr gelten dürfe. Es scheint dies ordentlich Malzeichen des Neulutherthums zu werden, und ist dergestalt nicht zu verwundern, daß vor seinem Tribunal die alten Lutheraner keine Gnade finden.

Die Immanuel-Synode war, wie wir aus der Dorfkirchenzeitung vom Monat November v. J. ersehen, am 27. September v. J. und folg. Tage wieder versammelt. Auf derselben legte Dr. Kühn eine Reihe von Sätzen vor, zu deren Annahme man sich einigte. Darin hieß es: „Gemeinde und Kirchenamt sind zusammengehörnde Dinge (Correlata) und constituiren erst mit einander eine Kirchengemeinde; das heißt, keine Gemeinde ist ohne Beziehung auf das Predigtamt, weil Christus das Predigtamt auszurichten befohlen und auch Apostel, Propheten und Lehrer gegeben hat.“ Hiernach hört eine Gemeinde auf, eine Gemeinde zu sein, wenn ihr Prediger stirbt, und sie ist nicht eine Versammlung von Gläubigen und Heiligen, sondern ein um einen Prediger sich scharendes Haufe. Wir haben gemeint, die Immanuel-Synode sei weiter. W.

Hessen-Cassel. Zuweilen können selbst Unirte sehr streng in kirchlicher Zucht und Ordnung werden. So berichtet z. B. die Dorfkirchenzeitung (November v. J.): Ein hessen-kasselscher Pfarrer fragte kürzlich bei seinem Consistorium an, ob er einen für „renitent“ geltenden Kaufmann zum Pathen annehmen dürfe. Königlich unirtes Consistorium sagte Nein, und warum? weil der Kaufmann Paulus nicht zur hessischen Kirchengemeinschaft gehöre und sich ihren Ordnungen nicht unterwerfen wolle, ja überhaupt zu keiner „Kirche“ gehöre.

Rassau. Folgendes berichtet Münkcl im N. Zeitbl.: Aus der jüngst abgehaltenen Vorsynode zu Wiesbaden ist noch ein Nachtrag zu machen. Beschlossen ist, daß ein Einspruch gegen Lehre, Wandel und Glauben eines gewählten Geistlichen nur dann zulässig ist, wenn mindestens zehn Gemeindeglieder ihn schriftlich dem Decan einreichen. Einspruch ist also doch gestattet, und das ist ein Fortschritt gegen frühere Zeiten, wo in manchen Landeskirchen überhaupt kein Einspruch gestattet war. Dennoch ist es ein Rückschritt, denn nie hat es ein Gesetz darüber gegeben. In Nassau soll es dagegen gesetzlich bestimmt werden, daß ein Einspruch zwar gestattet ist, aber nur wenn zehn Personen ihn erheben. Aus welchem Rechte ist das entnommen? Wenn auch nur eine Person den Beweis führen kann, daß ein erwählter Geistlicher verderbliche Lehre führt, oder lasterhaft gelebt hat, wer will ihr den Einspruch wehren. Wird der Einspruch erst dann wahr, wenn ihn zehn Personen erheben? Selbst der weltliche Richter muß eine Klage annehmen, wenn sie auch nur von Einem erhoben wird. Es scheint, daß man den Einspruch nicht unmöglich, aber möglichst schwierig machen will. — Auf der in Wiesbaden versammelten Synode wurde sogar beantragt, die Sitte abzuschaffen, daß die Sitzungen des Kirchenvorstandes mit Gebet begonnen und geschlossen werden. Damit werde ein religiöser Gewissenszwang ausgeübt! Nur mit 21 gegen 19 Stimmen wurde dieser schändliche Antrag abgewiesen.

Baden. Ebendasselbst berichtet Münkcl: Auf der badischen Generalsynode haben am 11. October sechs Mitglieder, unter ihnen die Neuprotestanten Zittel und Schellenberg, einen Antrag eingebracht, welcher einstimmig angenommen ist. Der Antrag geht dahin, den Oberkirchenrath zu ersuchen, daß er auf eine gleichzeitige Feier des Reformationstages und des Bußtages in den „evangelisch-protestantischen“ Landeskirchen Deutschlands hinarbeiten wolle. Gegen den Antrag selbst ist nichts zu erinnern (?!), desto mehr gegen die

Begründung, womit der Antrag schmachhaft gemacht werden soll. Es soll damit angebahnt werden „eine engere Verbindung der evangelisch-protestantischen Landeskirchen im Deutschen Reich im Hinblick auf die Gestaltung einer deutsch-evangelischen Nationalkirche“ nach dem Bauplane des Protestantens-Vereins. Die gleichzeitige Feier der beiden Feste soll vorläufig dem Volke die Zusammengehörigkeit der evangelischen Kirchen „zum anschaulichen Bewußtsein“ bringen. Eine engere Verbindung unter den Kirchenregimenten ist ja zu Eisenach schon vorhanden. Es kommt nun darauf an, immer mehr Verbindungsfäden zwischen den einzelnen Landeskirchen zu ziehen, bis ein vollständiges Netz daraus wird, in welchem die guten Fischer die Nationalkirche einfangen können. Zum Schlusse bleibt dann noch der oberste Nationalgott zu erfinden, falls man es nicht jedem überlassen will, seinen eigenen Gott oder auch gar keinen zu haben. — Im „Kirchenblatt“ der Breslauer Lutheraner finden wir noch folgende Notiz: Der Oberkirchenrath der unirten badischen Kirche will der nächsten Synode den Vorschlag machen, daß die Confirmanden in Zukunft sich nicht mehr zu dem apostolischen Glaubensbekenntniß bekennen dürfen, sondern nur noch versprechen sollen, ihrem Gott für Leben und Sterben treu bleiben zu wollen. Dies ist eigentlich eine Zumuthung an die badische Kirche, das apostolische Symbolum als gemeinschaftliches kirchliches Bekenntniß aufzugeben.

Die badische Generalsynode hat es doch nicht gewagt, die Recitation des apostolischen Symbolums bei Taufe und Confirmation abzuschaffen. Doch darf dabei der Prediger es in folgender Form thun: „Vernehmet das Glaubensbekenntniß, in welchem die Kirche“ (nicht ich der Prediger) „ihren Glauben bezeugt“. Ein deutsches Blatt macht hierzu die richtige Bemerkung: „Hiernach scheinen in Baden die neuprotestantischen Geistlichen nicht zur Kirche gehören zu wollen.“ Es ist das derselbe Ausweg, den Schein zu retten, wie wenn die Unirten das heilige Abendmahl mit den Worten auspenden: „Christus spricht: Das ist mein Leib“, womit sie zu verstehen geben wollen, daß es zwar Christus sage, ob es aber wahr sei, das möge jeder selbst entscheiden. W.

Canossa. In diesem Monate werden es 800 Jahr, daß Kaiser Heinrich IV. im Büßergewande vor Pabst Gregor VII. erschien. Der päpstliche Hof, sagt man, will diesen Tag feierlich in Canossa begehen „als den glänzendsten Sieg der Gerechtigkeit über die Barbarei, des Geistes über die Materie, der katholischen Kirche über den Staat ohne Gott, der Freiheit der Kinder Gottes über den menschlichen Despotismus.“ Noch weiß man nicht, wie man ihn feiern soll, doch bittet man: „Wer immer einen guten Einfall hat, der theile ihn mit.“ Die Sache ist einfach: man bilde den Pabst ab auf einem Berge knieend vor Lucifer, der ihm alle Reiche der Welt übergibt. (N. Zeitbl.)

Freimaurerisches. Der Vossischen Zeitung wird geschrieben, daß der Stettiner Prediger S. (Schiffmann), wie es in dem „Erkenntniß“ lautet, wegen „fortgesetzter Verletzung des Gelübdes maurerischer Verschwiegenheit“ („begangen durch unberechtigte Veranlassung des Drucks und der Veröffentlichung mehrerer polemischen Broschüren“) aus der großen Landesloge ausgeschlossen worden sei. (Mecklenb. Kirchen- u. Ztbl.)

Palästina. Ein sehr merkwürdiges Vorhaben meldet, so erzählt die „Süddeutsche Reichspost“, eine hebräische Zeitung. Es habe sich eine jüdische Banquiergesellschaft gebildet, welche (den Fall gesetzt, daß die Großmächte solches zugeben) den Türken das Stammland des zerstreuten Jüdenvolkes um acht Millionen Pfund Sterling (das ist 200 Millionen Franken) abkaufen will. Es soll Aussicht sein, daß sich das Geschäft verwirkliche! — Wie werden sich die Chiliaften über diese Nachricht freuen! Denn nun braucht dem tausendjährigen Reiche kein Eroberungskrieg vorauszugehen. W.

Das civilisirte Japan macht jetzt sehr viel von sich reden. Einst war es dem Christenthume geöffnet. Die Jesuiten zählten um 1582 gegen 150,000 Gläubige. Dann ging es ihnen wie vielerwärts, sie wurden um 1587 vertrieben, und seitdem war das heidnische Japan voll Haß gegen das Christenthum, und für die Fremden verschlossen. Seit mehreren Jahren ist eine große Umwälzung vor sich gegangen, im Zusammenhange da-

mit, daß die Europäer wieder freien Zutritt haben. Europäische Bildung, europäische Sitten und Trachten, Dampf- und Nähmaschinen werden eingeführt, Japaner werden nach Europa geschickt, um hier zu studiren, und selbst an eine liberale Staatsverfassung nach unserm Muster ist gedacht. Der beste Beweis, daß das Volk civilisirt wird, liegt wohl darin, daß die Regierung eine große Anleihe in Europa d. h. Schulden machen will. Aber sogar die europäische Sonntagsfeier ist eingeführt mit Ruhe von der Arbeit; doch damit man sich keine zu große Vorstellung davon mache, es ist eine Sonntagsfeier ohne Christenthum und Religion. Christliche Missionare sind freilich wiederum in Japan thätig, und christlicher Seits ist der Satz aufgestellt, daß die Civilisation nur gedeihen könne auf dem Boden des Christenthums. Das hat Grund. Der Japaner kennt kein Gewissen als das Gesetz, keinen Gott als den Kaiser. Er ist kalter Verstandesmensch ohne Phantasie, ohne sich mit Zweifeln zu plagen. „Das Mitleid mit dem Unglücklichen, dem Schwachen, dem reuigen Sünder ist seinem unempfindlichen Herzen verschlossen. Der Sinn für das, was wir Religion nennen, geht ihm völlig ab.“ Während die Vornehmen sich um Glaubenssachen nicht kümmern, huldigt das gemeine Volk dem rohesten Aberglauben. Bei solcher slavischen Stumpfheit ist es Unsinn an Civilisation zu denken, wenn nicht das Evangelium wieder Herz und Gewissen weckt und erweicht. Was hören wir nun davon? Ein Engländer Gubbins bei der brittischen Gesandtschaft in Japan hat dort ein Buch drucken lassen, eine Uebersetzung von dem Werke eines Japaners Jasni Chinbei, betitelt „Prüfung der christlichen Irrthümer“. Also auch einmal eine Prüfung von einem Heiden. Wir sind verlangend. Doch können wir's kurz machen. „Sie (die Christen), heißt es, erzählen uns von Feuersäulen, von Propheten im Bauche des Wallfisches; aber Wunder hin, Wunder her, die unseren sind nicht schlechter als die ihrigen.“ „Christus soll nicht ein Mensch, sondern Gottes Sohn sein, welchen der Allmächtige gesandt hat, die Sünden der Menschen zu sühnen. Wenn Gott allmächtig ist, wenn er alles schafft und regiert, warum hat er die Menschen nicht besser geschaffen?“ „Hätte Gott nicht besser gethan, den Menschen mehr Kraft zu leihen, statt seinen eigenen Sohn zu opfern?“ Die Lehre von der Erlösung ist eine reine Erfindung, die Auferstehung Christi ein „Trauerspiel ohne Zuschauer“. „Wirklich auferstanden hätte er sich nicht seinen ungläubwürdigen Jüngern, sondern dem ganzen Volke zeigen müssen.“ Die Erschaffung der Welt aus nichts, des Menschen aus Thon, die sprechende Schlange u. s. w., alles ist märchenhaft. Die heidnische Vernunft redet hier gerade so klug wie die sprechende Schlange, nur hätte sie nicht verrathen müssen, woher ihre Klugheit stammt. Denn nach dem japanesischen Weisen soll Christus das Diesseits kaum kennen, und der kindlichen Liebe und dem Unterthanengehorsam nicht den nöthigen Werth beilegen. Ueberhaupt soll die Seligkeit des Jenseits uns zum Ungehorsam gegen die Gesetze und den Kaiser verleiten können, und die Bande der Familie und des Staates lockern. Dazu „überall hat die christliche Religion Unbuddsamkeit und blinden Fanatismus verbreitet“. Nach alle dem „wie kann man sich einbilden, daß solche sogenannte Religion die Civilisation begünstigt, man sehe Europa und America, die Religion schwindet dort in dem Maße, als Wissenschaften und Künste fortschreiten“. Wir erwarteten einen vernünftigen Heiden sprechen zu hören. Wir haben uns gründlich getäuscht. Es ist ein gelehrter Papagei, den ungläubige Europäer in der Schule gehabt, und nach der neuesten Weisheit unterrichtet haben. Der Glaubensmission unter den Heiden folgt also ihr Schatten aus der civilisirten Welt, die Mission des Unglaubens, nach, wie in anderen Ländern so auch in Japan; und das sind die Aussichten, welche uns die Heidenmission eröffnet. Man hat sich wohl zur Beruhigung gesagt, wenn Kirche und Evangelium bei uns daheim keine Stätte mehr fänden, so eröffnete beiden die Mission eine Zufluchtsstätte unter den Heiden, und die hier sterbende Kirche würde dort leben. Wir wollen das Beste hoffen, uns aber auch nicht verbergen, daß wir unserm Schatten nicht entfliehen können. (Neues Zeitbl.)